Janne Günter

Mündliche Geschichtsschreibung

Alte Menschen im Ruhrgebiet erzählen erlebte Geschichte

W.G.v.Westarp-Verlag







Die Autorin dankt
der Max Himmelheber - Stiftung
und Jürgen Dahl

ISBN 3-923456-00-X
Mülheim/Ruhr, 1982

W.G. von Westarp-Verlag, Mülheim/Ruhr, 0208/490114

Grafische Gestaltung:
Janne Günter, Roland Günter, Barbara Hörster
Titelgestaltung: Roland Günter
Printed in Germany, 1982

Janne Günter

Mündliche Geschichtsschreibung





Inhalt

Die Fotos machten:

- Siegfried Baumeister: S. 65
- Bergbau-Archiv Bochum: S. 47
- Roland Günter: S. 1, 3, 18, 21, 22, 26, 30, 57, 60/61, 62, 74, 75, 81, 84, 89, 105, 128, 144/145
- Manja Karmon-Klein: S. 45, 56, 68, 112, 140/141, 143
- Brigitte Krämer: S. 24, 25, 28, Rückseite
- Projektgruppe Eisenheim: S. 29, 40, 67
- Edith Ropenus: S. 36/37
- Wolf Schöne: S. 91
- Michael Weisser: S. 136
- Unbekannt: Titelfoto, S. 38, 72/73, 93, 98, 107, 117, 119, 123

Einleitung

1. Oral History – notwendige Ergänzung zur Geschichtsschreibung

Seit sechs Jahren wohne ich mit meiner Familie in einer Bergarbeitersiedlung im Ruhrgebiet. Bei Gesprächen mit alten Leuten fiel uns immer wieder auf, welcher Fundus an Erfahrungen, an Erlebnissen, an gelebter Geschichte in ihren Erzählungen gesammelt ist.

Die Wissenschaft hat lange Zeit mündliche Erzählungen als historische Quelle entweder völlig ausgeschlossen oder nur mit großen Vorbehalten gelten lassen. »Die große Masse der Menschen, die die Geschichte gemacht, erfahren und erlitten hat, wurde von den Geschichtsschreibern so gut wie niemals befragt. Sie blieb daher weitgehend aus der Geschichtsschreibung ausgeschlossen« (Roland Günter, 1979, S. 188).

In den letzten Jahren gewinnt nun Oral History (mündliche Geschichtsschreibung) zunehmend – wenn auch immer noch zögernd genug – an Bedeutung. (Vgl. hierzu: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«. Frankfurt a.M. 1980.)

Es wächst das Gespür dafür, daß Geschichte nicht hinreichend dargestellt wird, wenn Menschen in ihr nur als statistische Größen auftreten und nicht als Personen mit spezifischer Betroffenheit, mit Gefühlen und subjektiven Erfahrungen. »Die Biografie 'kleiner Leute' verschwindet allzu oft stumm hinter 'repräsentativen' Statistiken, nackten sozialgeschichtlichen Daten, wenn da keiner ist, der fragt. Oral History ist deshalb ein eminent aktiver Forschungsprozeß und ein aufwendiges, kostspieliges und zeitraubendes Verfahren dazu. Forschende Arbeit vollzieht sich nicht

mehr nur vom Schreibtisch aus oder im abgeschiedenen Arbeitsraum der Archive.« (Lothar Steinbach, in: Niethammer (Hg.), 1980, S.319.)

Oral History trägt zur Ergänzung, wenn nicht gar zur Korrektur der Geschichtsschreibung von oben bei.

In den Arbeitersiedlungen des Ruhrgebietes trifft man noch einige wenige Siebzig- bis Achtzigjährige. Wenn sie erzählen, tut sich ein Buch auf: denn meist wissen sie nicht nur aus ihrer eigenen Kindheit, Jugend und dem frühen Erwachsenendasein in den zwanziger und dreißiger Jahren zu berichten. Da die Menschen früher viel erzählten und ihre Erzählungen oft wiederholten, haben sie auch noch erstaunlich detailreiche Kenntnisse von den Umständen, unter denen ihre Eltern oder sie selbst als Kinder in den östlichen Provinzen lebten, bevor sie ins Ruhrgebiet kamen. Wir haben also in diesen Siebzig- und Achtzigjährigen Menschen vor uns, die uns authentisch über die Lebens- und Arbeitsbedingungen in zwei ganz unterschiedlichen Bereichen berichten können. Das ist gesammelte, komplexe, hautnahe Erfahrung. In dem Projekt »Lebensverhältnisse und Lebenspraxis im Ruhrgebiet in den zwanziger Jahren« haben wir begonnen, dieses Material zu sammeln.

2. Zur Methodik des Projektes: „Lebensverhältnisse und Lebenspraxis im Ruhrgebiet in den zwanziger Jahren"

Die Menschen, die im Zusammenhang dieses Projektes interviewt wurden, waren uns meist seit langem bekannt. Sie hatten daher nicht das Gefühl, von Forschern »ausgefragt« zu werden. Es entstand eher eine »natürliche Gesprächssituation«, in der der Interviewer Fragen stellte und der Gesprächspartner dann meist lange und zusammenhängend erzählte. Die Arbeit erfolgte in drei Schritten:

1. Sammlung der »Geschichten« (durch Interviews, deren Festhalten auf Tonband und Abschreiben in Form von Tonbandprotokollen)

2. *Kategorisierung* (Einordnen unter Stichworten bzw. Kapiteln)

3. *Zusammenfassung und Interpretation*

Die *Rahmenbedingungen* der Untersuchung sind durch folgende Faktoren bestimmt:

A. Die *Schichtzugehörigkeit* ist die der sogenannten Unterschicht. Befragt wurden *Bergarbeiter* und *Hüttenarbeiter.* Sie stellen mit ihren Familien nicht nur prozentual den höchsten Anteil der Ruhrgebietsbewohner, sondern sie sind es auch, die diese Landschaft vom Beginn der Industrialisierung bis heute am nachhaltigsten geprägt haben.

B. *Örtlich eingegrenzt* ist die Befragung auf das *Ruhrgebiet,* also den Raum, in dem die Industrialisierung in Deutschland ihren Höhepunkt erlebte und der bis heute die Landschaft der »Malocher« geblieben ist.

C. *Zeitlich bestimmt* sind die Berichte im wesentlichen durch die *zwanziger Jahre.* In Einzelfällen wird von den Erzählern auch der Erste Weltkrieg mit einbezogen und auf Ereignisse zu Beginn der dreißiger Jahre hingewiesen. Außerdem wurden Vorerfahrungen aus früheren Zeiten in den Herkunftsländern (östliche Provinzen) an den Anfang gestellt, um Kontinuität bzw. Veränderungen in den Lebensgewohnheiten und Einstellungen ins Blickfeld zu rücken.

D. Erzähler sind in diesem Projekt *überwiegend Männer.* Durch die starke Betonung des Faktors Arbeit sollen Zusammenhänge zwischen Arbeitsverhältnissen und Lebenspraxis sichtbar gemacht werden. Andererseits wird auch deutlich, daß eine mit anderen Schwerpunkten versehene und noch ausführlichere Darstellung des Alltagslebens einer *notwendigen Ergänzung durch die Berichte von Frauen* bedarf. Sie soll in einer anschließenden Arbeit erfolgen.

E. Es bleibt die Frage nach der *persönlichen Biografie* und den spezifischen Sozialisationsbedingungen des einzelnen. Mit anderen Worten: Spiegeln die Berichte eher individuelle subjektive Erfahrungen und schränken sie damit die Übertragbarkeit ein? – oder: Sind es vorwiegend kollektive Erfahrungen, die sich in den Berichten wiederfinden? Diese Frage läßt sich so alternativ überhaupt nicht stellen. Wir müssen immer davon ausgehen, daß wir es bei dem Erfahrungsstand eines jeden einzelnen mit einem Gemisch zu tun haben, das zugleich von den allgemeinen Zeitumständen (den Verhältnissen) und von der spezifischen Biografie geprägt ist. Das kann man nicht auseinanderdividieren. Es geht um »Schnittlinien zwischen individueller Biografie und kollektiver Geschichte«. Aus diesem Grunde »... ist es für die Interviewgestaltung unabdingbar, die Gespräche mit alten Menschen auf die von ihnen selbst für bedeutsam gehaltenen Erfahrungen und Schlüsselerlebnisse zu konzentrieren. Dieses Verfahrensziel entspricht der besonderen Qualität lebensgeschichtlicher, im Gespräch überlieferter Mitteilungen, die subjektive Erinnerung kennzeichnet: das Gedächtnis bewahrt in erster Linie lebensgeschichtliche Schlüsselerfahrungen auf, und nur aus diesem Blickwinkel lassen sich die Schnittlinien zwischen individueller Biografie und kollektiver Geschichte erkennen.« (Lothar Steinbach, in: Lutz Niethammer (Hg.), 1980, S.300/301.)

Der älteste Gesprächspartner war 99 Jahre alt, als er interviewt wurde. Anton Stoike erzählt noch aus eigener Erinnerung von seinem Leben als Junge und Jugendlicher in Westpreußen. Auch Franz Rehberg war der erste seiner Generation, der ins Ruhrgebiet übersiedelte. Die anderen kennen die Lebensbedingungen in den östlichen Gebieten von den Berichten ihrer Eltern oder von späteren Aufenthalten. So war Willi Wittke während des Ersten Weltkrieges drei Jahre lang in Ostpreußen.

Außer Anton Stoike (geb. 1881) und Franz Rehberg (geb. 1898) wurden die Erzähler im ersten oder Anfang des 2. Jahrzehnts im Ruhrgebiet geboren: Paul Andress 1903,

Paul Herold 1904, Willi Wittke 1905, Jan Kryniwicki 1906, Stefan Lichtrauter 1906 und Johann Grohnke 1913. Karl Andress ist der Sohn von Paul Andress. Er war beim Interview seines Vaters dabei. Da sich seine Stellungnahmen unmittelbar auf das beziehen, was Paul Andress berichtet, wurden sie zur Ergänzung mit in den Text einbezogen.

Die Arbeit ist nicht abgeschlossen. Sie versteht sich als ein »offenes Projekt«. Korrektur, Ergänzung, Vertiefung erfolgten und erfolgen auf mehrfache Weise.

1. Die kategorisierten und kommentierten Interviews gab ich an verschiedene alte Leute – u.a. auch an die Gesprächspartner selbst – mit der Bitte, sie zu lesen und mit Anmerkungen zu versehen. Dieses Feedback der Erzählung selbst soll in eine spätere Arbeit eingebaut werden.

2. Den Fragen, die offen geblieben sind, wird in einer anschließenden Untersuchung gezielt und vertiefend nachgegangen. Sie werden sowohl an bereits Interviewte als auch an neue Gesprächspartner gerichtet.

3. Durch Interviews mit neuen Gesprächspartnern kommen neue »Lebensgeschichten« hinzu und damit auch neue Gesichtspunkte. U.a. ist vorgesehen, in einem nächsten Schritt vor allem Frauen nach ihren spezifischen Lebensbedingungen in den zwanziger Jahren zu fragen.

3. Was erfahren wir aus den „Geschichten" der alten Leute?

3.1 Motive für die Übersiedlung ins Ruhrgebiet

Der Alltag in *den östlichen Provinzen vor der Übersiedlung ins Ruhrgebiet* war in hohem Maße bestimmt durch folgende Faktoren:

1. *Selbstversorgung in allen Bereichen des Lebens.* »Alles, was eben ging, machten wir selber, ob klein oder groß« (Anton Stoike).

2. *Enge soziale Kontakte,* die sich weitgehend auf die

Familie konzentrierten, und

3. *wenig festgelegte Arbeitsverhältnisse.*

Für die Aufgabe der agrarischen Lebensweise zugunsten einer industriellen waren es offensichtlich vor allem diese Faktoren, die in einem ganzen Bündel von Motiven den Ausschlag gaben.

Zu 1: Armut sollte ausgetauscht weden gegen ein Leben mit »mehr Geld«, dem Mittel, das (»als Potentialität für alles« (Karl Marx)) im Prinzip die Möglichkeit zu eröffnen scheint, auch Bedürfnisse zu befriedigen, die durch Selbstversorgung nicht zu erfüllen waren.

Zu 2: Lebens- und Arbeitsbedingungen im engen Familienverband (das Leben auf dem Land war nicht denkbar ohne intensive Zusammenarbeit aller Familienmitglieder, die ein dichtes Kommunikations- und Kooperationsnetz bildeten) sollten ersetzt werden durch eine »selbständige Arbeit«, in die niemand »reinredete« (Anton Stoike).

Zu 3: An die Stelle einer Arbeit, die weder zeitlich, noch inhaltlich, noch was die Person anbetraf, genau definiert war, sollte mit der Arbeit im Bergbau und auf der Hütte eine spezifizierte Arbeit treten. Damit war der Anfang eines Weges beschritten, der bis heute immer weiter in Richtung Überfluß und Konsum, Anonymität und Arbeitsteilung geführt hat.

3.2 Dimensionen der Lebensgestaltung in den zwanziger Jahren

Es wurde der Anfang gelegt. Durchschlagend waren in den *zwanziger Jahren* jedoch die oben genannten Faktoren, sie erhielten nun allerdings unter veränderten Bedingungen *im Ruhrgebiet* eine andere Dimension:

1. *Selbstversorgung und Eigenaktivität*

bestimmen viele Bereiche der Lebenspraxis. Sie waren Notwendigkeiten z.T. für die Reproduktion, vor allem aber für die über die reine Reproduktion hinausgehenden Bedürf-

nisse, denn die ökonomischen Verhältnisse waren zwar besser als in den Herkunftsländern, aber nach wie vor vom Mangel bestimmt.

2. *Ein enges Netz sozialer Beziehungen*

Dichte soziale Beziehungen waren nicht auf die Kleinfamilien beschränkt. Sie strukturierten das gesamte Leben. Persönliche Kontakte zu Verwandten, Nachbarn und Arbeitskollegen machten das Leben »gesellig« und halfen in schwierigen Zeiten.

3. *Komplexität in Arbeits- und Lebensbereichen*

Die Arbeit in Bergbau und Hütte war gegenüber anderen industriellen Bereichen durch einen geringen Grad an Spezialisierung gekennzeichnet. Der Bergmann lernte im Laufe seiner Berufsjahre mehrere Handwerke. Er war gleichzeitig Schlosser, Elektriker, Schreiner und Maurer. Im Vergleich zum heutigen Stand war der Mechanisierungsgrad äußerst niedrig.

Im folgenden soll ausführlicher gezeigt werden, wie und in welchem Umfang die oben angeführten Faktoren die Qualität des Alltags der zwanziger Jahre bestimmten.

Zu *1. Selbstversorgung und Eigenaktivität*

Wenn man die Lebenserinnerungen der alten Menschen betrachtet, stößt man immer wieder auf das Phänomen einer offensichtlich großen inneren Zufriedenheit trotz äußerer Verhältnisse, die eher vom Mangel als vom Überfluß bestimmt waren. Wie ist das zu verstehen?

Die *Arbeit* war hart. Paul Herold, Jan Kryniwicki, Paul Andress, sie alle berichten über fast unmenschliche Arbeitsbedingungen und Ausbeutung am Arbeitsplatz. Die Beschreibung gipfelt in den Worten von Paul Andress an seinen Sohn: »Geh lieber ins Zuchthaus, als daß du im Stahlwerk anfängst. Die Maloche machst du nicht mit.«

Unfälle waren an der Tagesordnung, da beispielsweise im Bergbau die Sicherung ausschließlich zu Lasten der Bergleute selbst ging. Die Lebenserwartung war sowohl für Berg- wie für Hüttenarbeiter gegenüber anderen Berufen äußerst gering. »Wenn ein Bergmann fünfzig wurde, dann

war er aber soweit.«

Die *Familiensituation* war gekennzeichnet durch Wohnungsnot, große Familien, kein Anrecht auf ein eigenes Bett, geschweige denn auf ein eigenes Zimmer, geringen Lohn, so daß der Mann nach zwölf Stunden Arbeit noch gemeinsam mit seiner Frau den Garten bestellen mußte. Die Frauen arbeiteten oft (besonders in der Zeit vor und während des Ersten Weltkrieges) trotz hoher Kinderzahl außerhalb des Hauses. Haushalt und Kinderverwahrung waren dann meist Sache der ältesten Mädchen. Ab 14 gingen diese »in Stellung« (in einen anderen Haushalt oder als Serviermädchen), und die Jüngeren rückten nach.

In ungleich höherem Maße als heute bestimmte der Mangel elementare Vorgänge des Lebens.

Es ist bezeichnend, wenn Karl Andress erzählt: »Wenn man zur Großmutter kam, fragte sie nicht als erstes: 'Wie geht's deiner Mutter?' sondern: 'Hast du Hunger?'« – »Wichtig war ja für alle, daß sie erstmal satt wurden und ein Dach über dem Kopf hatten.«

Als Stefan Lichtrauter als Dreizehnjähriger aus der Schule kam und wegen seines Alters nicht sogleich im Bergbau anfangen konnte, arbeitete er ein halbes Jahr als Kuhhüter auf dem Land. »Hauptsache, ich war vom Essen weg hier! Darum ging es.«

Da außer den Dingen, die für die unmittelbare Reproduktion notwendig waren, so gut wie keine Mittel vorhanden waren, mußte alles Zusätzliche auf irgendeine Weise *erkämpft* werden. Das heißt: *man mußte aktiv werden, etwas tun, bevor man etwas bekam.* So ist es nicht verwunderlich, daß bei der Übersiedlung ins Ruhrgebiet zahlreiche Formen von Selbstversorgung und Eigentätigkeit, die schon für die Herkunftsländer bezeichnend waren, in die neuen Lebensverhältnisse hinübergenommen wurden.

Anton Stoike beschreibt anschaulich, in welchem Maße die Selbstversorgung das Leben der Familie in den östlichen agrarischen Ländern bestimmte. Nahezu alles, was man zum Leben brauchte, wurde selbst hergestellt: die

Kleidung (durch Weben und Nähen), die Nahrung (durch Gartenarbeit und Tierhaltung).

Die Betten wurden aus Gänsefedern gemacht, Flachs gesät, Leinen gewebt, Schafwolle verarbeitet. Die Familie war so gut wie autark. »Da wurde nichts gekauft, höchstens mal Pflanzkartoffeln ... Alles konnte man gebrauchen. Wir haben nichts verkauft; das brauchten wir alles selbst.«

Es ist zu beobachten, daß sich Selbstversorgung als durchschlagendes Prinzip in den zwanziger Jahren im Ruhrgebiet auf nahezu alle Bereiche der Lebenspraxis bezieht.

Zwar wurde die *Kleidung* nicht mehr selbst gewebt, aber das Nähen (besonders von Kinderkleidung) war aus Kostengründen eine Selbstverständlichkeit. Die *Nahrungsbeschaffung* knüpfte durch Gartennutzung und Tierhaltung unmittelbar an die agrarischen Gewohnheiten an. Dabei war sie von Anfang an sowohl ökonomische Notwendigkeit (der Lohn allein machte die meist große Familie nicht satt) als auch »Glücksproduktion« (Galbraith).

Die *gesundheitliche Versorgung* war institutionell nur unzureichend abgesichert. Wenn man krank war, ging man aus Kostengründen nur in seltenen Fällen zum Arzt. Es gab zahlreiche Hausmittel, mit denen man sich half, in den meisten Siedlungen auch eine Kräuterfrau.

Hier soll nicht romantisch verklärt werden, daß oft aus blanker Not Menschen sterben mußten, weil sie weder Arzt noch lebensnotwendige Medikamente bezahlen konnten. Aber der zunehmende Rückgriff in alternativen Lebenskreisen auf alte Hausmittel ohne Nebenwirkung zeigt, daß das Bewußtsein dafür wächst, daß auch heute der allzu schnelle und unbedenkliche Griff zu starken Medikamenten oft keineswegs der Gesundheit dient.

Auch die wachsende Beliebtheit der Hausgeburt macht deutlich, daß Geburt und Tod und wohl auch Krankheit nicht in jedem Fall in der anonymen Institution am besten aufgehoben sind, sondern daß menschliche Wärme – lange Zeit als irrelevant außer acht gelassen – einen unersetz-

lichen Wert für die Gesundung darstellen, und daß eine medizinisch-technologisch hochgezüchtete Versorgung allein keineswegs ausreicht.

Über die Grundbedürfnisse hinaus waren es zahlreiche *Dinge, die das Leben verschönerten,* indem sie es erleichterten (Beispiel: Fahrrad) oder bereicherten (Spielgegenstände, Lauben usw.), die man selbst herstellte, wenn man sie haben wollte.

Ein Fahrrad konnte sich Stefan Lichtrauter nicht leisten. »Aber ich habe mir selbst eins gebaut. Allen Schrott haben wir zusammengesucht.« Zunächst fuhr man mit Rädern ohne Schläuche, die den Nachteil hatten, »wie eine Nähmaschine« zu rappeln. »Später sind wir dazu übergegangen und haben Gummischläuche, Bohrschläuche genommen, auf Zeche besorgt, haben sie drumgezogen, mit Draht verbunden und sind damit losgefahren. Gummischläuche waren zu teuer, die konnte man sich nicht leisten.«

Weitere Beispiele: Da man kein Geld für ein Menschärgerdichnicht-Spiel hatte, wurde es selbst gemacht: aus Pappe, auf die man das Spiel aufmalte und aus gesammelten Steinen oder Knöpfen (Stefan Lichtrauter). »Wir haben uns manchmal selbst Fußbälle gemacht, einfach aus Stofflappen oder sogar aus Blechbüchsen« (Johann Grohnke). Lauben im Garten wurden selbst gebaut. Für die Spalierzäune stellte die Werksleitung das Holz kostenlos zur Verfügung. Gebaut haben die Bewohner sie selbst.

Auch *Beratungsfunktionen*, die heute überwiegend institutionell abgesichert sind, wurden durch persönliche Kontakte, von Mensch zu Mensch, geleistet. Nachbarn berieten sich gegenseitig in Fragen der Erziehung, der Tierhaltung, der gesamten Lebenspraxis – bis in intime Dinge des Familienlebens hinein. Das setzte allerdings ein völlig anderes Verhältnis zur Öffentlichkeit voraus, als es heute weitgehend praktiziert wird. Anstelle eines Sich-Abkap-

selns ins Private fand eine weit größere Öffnung nach außen statt.

»Wenn es Krach gab in der Familie, erfuhren das natürlich alle in der Nachbarschaft. Da wurde nichts geheim gehalten. Das gab's überhaupt nicht. Nach Feierabend und am Sonntag haben die ja immer zusammen gesessen, da wurde Musik gemacht auf der Treppe, ein Bierchen oder Schnäpschen dabei getrunken...« (Stefan Lichtrauter).

Selbstversorgung und Eigentätigkeit waren hervorstechende Verhaltensweisen, die auch den gesamten *Freizeit- und Unterhaltungsbereich* strukturierten.

»Es war immer irgendwo irgend etwas los. Es war so, daß die Leute sich immer irgendwie selbst unterhielten. Im Gegensatz zu heute« (Johann Grohnke).

Nach Feierabend setzte man sich zusammen in den Hof und sprach miteinander.

Es wurde Musik gemacht. Erstaunlich viele Arbeiter spielten ein Instrument: Mandoline, Bandoneum, Akkordeon. Die Liebe zur Musik wurde besonders aus den Balkanländern ins Ruhrgebiet gebracht. »Wir hatten hier viel Jugoslawen. Die waren sehr musikalisch« (Johann Grohnke).

Man sang und tanzte miteinander.

Man trieb gemeinsam Sport, vor allem Fußball, und spielte Karten und Schach.

Feststellbar ist heute die Tendenz, alle Bereiche des Lebens der Selbsttätigkeit zu entziehen und sie dem Konsum zu übergeben. Wo das gesamte Leben zum Markt wird, muß die Eigentätigkeit in nahezu allen Formen als Konkurrenz zu den Konsumgüterlieferanten erscheinen. Diese selbst treten nur selten mit dem offengelegten Argument ihres Marktanspruchs auf, weil es in der Bevölkerung immer noch breite Restpotentiale an Denken gibt, die sich der totalen Vermarktung entziehen. Ihre Werbestrategie arbeitet vielmehr damit, die Eigentätigkeit als primitiv, unterentwickelt, zur Steinzeit zurückführend und rückschrittlich zu diffamieren.

Die quantitative Teilhabe an den materiellen Reichtümern läßt jedoch keineswegs automatisch Gefühle von Zufriedenheit und Glück aufkommen. Sie scheint vielmehr die Sehn-Sucht nach Neuem, nach Wechsel, nach Austausch schon in sich zu tragen. »Der Wohlstand garantiert die Befriedigung unserer Grundbedürfnisse, er ermöglicht uns sogar Luxus. Diese Entwicklung war gewiß notwendig, doch sie ist nicht hinreichend ... Der Preis des technischen Fortschritts wird immer höher, die menschliche Substanz gerät immer mehr in den Sog des technischen Fortschritts ... Die Autonomie, die Möglichkeit und Fähigkeit, *für uns selber zu sorgen,* wird von anonymen Geräten und Apparaten eingeengt und bedroht« (Rudolf Brun, 1978, S.5).

Selbstversorgung geschieht durch Eigentätigkeit. Durch Eigentätigkeit erlebt sich der Mensch als produktives Wesen. Zu fragen ist: In welchen Formen lassen sich Bereiche der Selbstversorgung in unserer Zeit entwickeln, wenn wir als Gesellschaft überleben wollen?

Muß nicht das Prinzip der Selbstversorgung insoweit als Bestandteil auch der am weitesten entwickelten Gesellschaft gelten, weil nur durch diese – auch partielle – Erfahrung jeder einzelne den Antrieb, die Intelligenz und die Phantasie gewinnt, sich selbst als aktiv produzierendes Wesen zu erleben, das etwas auch als erstes beginnen und notfalls allein durchführen kann?

Zu *2. : Ein dichtes Netz sozialer Beziehungen*

Die Lebenspraxis der zwanziger Jahre war außerdem in hohem Maße bestimmt durch enge kommunikative Bezüge zwischen den Menschen.

Sie waren in den agrarischen Herkunftsländern Voraussetzung zum Überleben – nicht nur im materiellen Sinne, sondern auch psychologisch. Aus vielerlei von den Verhältnissen vorgegebenen Gründen (weit auseinanderliegende Häuser, mangelnde Zeit) waren sie dort weitgehend auf die Familie beschränkt, die in einem engen Wohn- und Arbeitsverbund offensichtlich alles miteinander teilte. Daß die ein-



geschränkte Möglichkeit, sich innerhalb dieser Gruppe als individuelle Personen voneinander abzugrenzen – neben aller Sicherheit, die sie dem einzelnen gab – auch ein Stück einengend empfunden wurde, wird aus Anton Stoikes Worten deutlich, der das »Reinreden« der Familienmitglieder z.T. negativ empfand und offensichtlich mehr Autonomie wünschte.

Zu beobachten ist aber, daß das Bedürfnis nach intensiven Kontakten zu anderen Menschen auch unter veränderten äußeren Bedingungen in den zwanziger Jahren erhalten blieb. Durch andere Lebens- und Arbeitsbedingungen als in den Herkunftsländern erhielten diese Kontakte allerdings eine andere Qualität.

Die Familie blieb wichtig. Das erwies sich besonders an den Gewohnheiten des Miteinanderlebens und -wohnens. Die *Wohnküche* war der zentrale Treffpunkt der Familie. Es gab keinen Rückzugsort für einzelne Familienmitglieder. Die Schlafzimmer, die es hätten sein können, wurden nur zum Schlafen benutzt.

Da aus Platzgründen in den meist großen Familien nie-

mand über ein eigenes Bett verfügte, war das Schlafen selbst eine Angelegenheit, bei der die Familienmitglieder sich auch körperlich auf eine selbstverständliche Weise nahe waren. Das schuf besonders für kleine Kinder (das Jüngste schlief in der Regel im elterlichen Bett) ein Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit und legte über diese elementaren Vorgänge von früh auf das Gefühl an, Mitglied einer Gruppe zu sein. Auch größere Geschwister schliefen in einem Bett. »Das Schlafen war kein Problem«, sagt Jan Kryniwicki lapidar.

Als zu eng wurde das Zusammenleben in der Familie offensichtlich nicht empfunden. Von entscheidender Bedeutung scheint in diesem Zusammenhang zu sein, daß die Familie trotz der dichten Kontakte nicht ein zurückgezogenes Innenleben als Kleinfamilie führte. Die Öffnung geschah in Richtung *Großfamilie* durch die Einbeziehung der *Verwandten.*

Karl Andress schildert, welche Bedeutung seine Großmutter, die immer bereit war zu geben, für seine Kindheit hatte.

Die Familie war aber auch gegenüber der *Nachbarschaft* nicht so abgegrenzt, daß sich Privatheit (in der Familie) und Öffentlichkeit (über sie hinausgehend) als entgegengesetzte Pole gegenüberstanden. Das viele Miteinander-Umgehen ließ eine Abschottung im Privatbereich offensichtlich gar nicht erst aufkommen.

»Einer wußte immer was zu erzählen – da hörten wir uns das an. Wir unterhielten uns darüber: wie hat's dir gefallen bei der Arbeit und sonst noch was.«

In hohem Maße wurden Erlebnisse ausgetauscht. Dadurch war es möglich, die Reaktionen der anderen in die eigene Verarbeitung mit einzubeziehen. Eigene Deutungsmuster wurden entweder bestärkt oder relativiert. Erfahrung war immer mit Austausch und Beziehung zu anderen Menschen verbunden. Den häufigen Gesprächen kommen mehrere Funktionen zu:

Individuelle Erlebnisse konnten zu wirklichen *Erfah-*

rungen werden, da das Sprechen darüber immer schon ein Vorrücken ins Bewußtsein voraussetzt.

Erfahrungen konnten zu *kollektiven Erfahrungen* werden, da der Vergleich mit denen des Nachbarn immer wieder auf die konkret bestehenden Verhältnisse zurückführte. Individuelle Deutungsmuster vom eigenen Versagen, wie man sie heute beispielsweise nicht selten bei Arbeitslosen antrifft, wurden auf diese Weise schon im Ansatz korrigiert. Gruppen- und klassenspezifische Erklärungsmuster hatten eine höhere Chance.

Die häufigen Gespräche hatten noch eine andere Folge. Da man viel über den anderen wußte, ihn gut kannte, wußte man auch, wann es ihm schlecht ging. »Da kannte jeder den anderen. Und man hat sich *gegenseitig geholfen*. Da packte jeder an, einer half dem anderen.«

Und: »Jeder nahm *Anteil* am anderen. Wenn jemand starb, trauerte nicht nur die Familie, da trauerte die Straße mit. Ich denk an den alten Meyer, der Heiligabend starb, da war in der ganzen Siedlung die Stimmung gedämpft« (Karl Andress).

Durch das Sich-Einstellen auf andere lernte man von Kindheit an die Fähigkeit, am Schicksal anderer Menschen teilzunehmen, sich mit ihnen zu identifizieren.

Heute stehen wir an einem Punkt, wo die Menschen durch das Übermächtigwerden anonymer Strukturen immer seltener persönliche Beziehungen als glückliche Beziehungen erfahren können. Die Tendenz besteht, sie auf das Privatleben einzugrenzen, dieses mit überzogenen Erwartungen hoffnungslos zu überfordern und alle emotionalen Wünsche von anderen Bereichen (z.B. dem Bereich der Arbeit) abzuziehen.

Hans-Eckehardt Bahr macht darauf aufmerksam, daß die Sensibilität dafür wächst, daß der Mensch sich dann am ehesten als glücklich empfindet, wenn er als ganzer Mensch gefordert wird, sowohl in Liebes- wie in Arbeitsbeziehungen: als ganzer Mensch, d.h. nicht eingeengt auf bestimmte Funktionen, nicht instrumentell einsetzbar, sondern ex-



pressiv, und das bedeutet eben auch mit seinen emotionalen Anteilen.

»Die Menschen wollen im Netz sozialer Beziehungen integriert sein. Mit den alternativen Lebensformen wird versucht, dies wieder zu erreichen. Die alternative Lebensweise spricht die Menschen ganzheitlich an, sowohl im Denken und Fühlen wie im Handeln« (Hans-Eckehardt Bahr, 1978, S. 9).

Zu *3.: Komplexität in Arbeits- und Lebensbereichen*

Wenn die Abwanderung aus der Landwirtschaft von den Beteiligten als positiv eingeschätzt wird (Anton Stoike), muß man sich dennoch fragen, *ob bestimmte Momente dieser wenig spezialisierten Tätigkeit nicht vielleicht in einer weiter entwickelten Ebene der Gesellschaft – in veränderter Weise – aufbewahrt sein müssen, wenn Entwicklung den Anspruch auf Fortschritt, d.h. auf wirkliche Lebensverbesserung erheben will.*

Die Arbeit im Bergbau zeigt, daß die Selbständigkeit des einzelnen Bergmanns oder auch einer Gruppe von Arbeitern vor Ort darauf basiert, daß er ein breites Spektrum an Fachkenntnissen hat, das er flexibel einsetzen kann.

Die Arbeitsteiligkeit hat heute einen außerordentlich



hohen Grad erreicht. Aber eine zu weitgehende Spezialisierung hat dahin geführt, daß wichtige Lebenserfahrungen (einschließlich Arbeitserfahrungen) nicht mehr gemacht werden können. *Der Gewinn, der durch Arbeitsteilung zweifellos erzielt werden konnte, kehrt sich jenseits bestimmter Grade gegen die Ziele, die angestrebt werden,* nämlich eine menschliche Komplexität auf höherer Ebene gewinnen zu können.

An vielen Stellen der Gesellschaft werden Produktionen rationalisiert und dadurch verbilligt. Wer sie kauft, spart eigene Arbeit und gewinnt Zeit für Entwicklungen in einem selbst gewählten Bereich. Aber: *Was nutzt die Zeit zum Lesen von Literatur, wenn der Leser aufgrund seiner Arbeits-, Wohn- und Lebensverhältnisse die in der Literatur gespiegelten Verhältnisse nicht einmal ansatzweise in der Realität erleben kann?* Und wie verändert diese Tatsache die Nachfrage nach Literatur und letztendlich auch noch die Literaten?

In alternativen Gruppen und bei vielen einzelnen, besonders bei Jugendlichen, findet man zunehmend Ansätze, die Arbeitsteiligkeit aufzugeben und vieles zu wiederholen, was den geschilderten historischen Erfahrungen ent-

spricht (Weben, Stricken, Brotbacken usw.).

Aus der Vergangenheit lernen heißt: Ihre Nachteile überwinden, ihre Vorteile nicht »wegzuwerfen«, d.h. auch der Vergangenheit gegenüber kein Wegwerfverhalten zu entwickeln, sondern ihre Erfahrungen und Ergebnisse zu nutzen.

Die Massenorganisationen wie Gewerkschaften und Parteien haben – außer in Festreden und mit gelegentlichen Ausnahmen – bislang wenig zu dieser Entwicklung einer Syntheseform herausgefordert. Im Gegenteil. Die Entlastungen und erweitereten Lebensmöglichkeiten beschränken sich weitgehend auf die Konsumebene. Wichtigste Bereiche, wie z.B. Wohnen, Kindererziehung, Alter, Krankheit, werden auf ein Minimum an Bedürfniserfüllung verkürzt. Die Gettos Hochhaus, Kinderspielplatz, Altersheim und Krankenhaus sind für sich sprechende Symbolformen. Diese Entwicklungen haben die Massenorganisationen teilweise durch eigene unternehmerische Tätigkeit (Neue Heimat, Kommunale Altersheime und Krankenanstalten) wie auch durch politische Zielsetzungen gelenkt.

Wie kommen wir vom »Fortschritt als Reduktion« zum »Fortschritt als entwickelte Komplexität«?

Bezeichnenderweise sind es Fragen, die in die *Zukunft* weisen, die sich beim Zuhören der Lebenserinnerungen alter Leute aufdrängen, Fragen, in denen es darum geht,

Geschichte als Herausforderung zu verstehen,

die Erfahrungen anderer Menschen zu nutzen,

das große Potential bereits vollzogener Lernprozesse als eigene Lernmöglichkeiten zu verstehen,

sich selbst und seine Zeit nicht losgelöst zu sehen von den Erfahrungszusammenhängen anderer Menschen und anderer Zeiten.

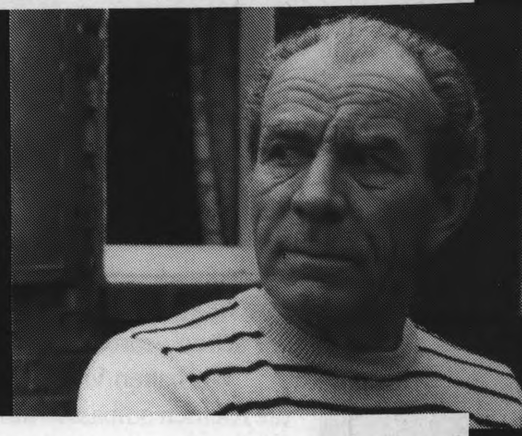
Wie kann in unserer Gesellschaft, die die Lebensverhältnisse von 1920 weder rekonstruieren kann noch will, dennoch aus der Geschichte gelernt werden?

Eine Gesellschaft kann sich nur weiterentwickeln, wenn sie nicht verliert, was sie bereits an Möglichkeiten hat.

Das schnelle Anwachsen des Ruhrbergbaus war nur durch Zuwanderung von Arbeitkräften möglich. Diese kamen
zunächst aus der näheren Umgebung: aus *Westfalen* und dem *Rheinland* (vgl. Paul Herold), dann vor allem aus den *östlichen Provinzen:* Westpreussen (vgl. Johann Grohnke und Anton Stoike), Ostpreußen (vgl. Franz Rehberg und Ernst Honak) und aus Posen (vgl. Jan Kryniwicki)
und schließlich aus dem *Ausland*: Ungarn, Österreich, Holland (vgl. Stefan Lichtrauter, dessen Eltern aus Kärnten stammen).

PAUL HEROLD:
Ich bin geboren in Oberhausen auf der Rolandstraße. Mein Vater war Bergmann. Er kam vom Laacher See, und meine Mutter aus Bonn. Mein Großvater ist nach Amerika gegangen. Angeblich. Kein Mensch hat mehr was von ihm gehört. Er wurde dann nach soundsovielen Jahren für tot erklärt. Dann hat ein Wirt in Niedermensig zu meiner Großmutter, die sieben Kinder hatte, gesagt: »Ich kauf in Bonn ein Hotel. Kann ich den Jungen nicht mitnehmen?

Das ist ein so aufgewecktes Bürschchen.« – Zwölf Jahre war der da alt. Meine Großmutter war froh, daß sie wieder einen versorgt hatte. Die kriegte doch nichts. Da gab's keine Wohlfahrt oder solche Sachen. Die kamen erst nach dem ersten Weltkrieg. Da hat der Wirt meinen Vater mitgenommen und der hat da in Bonn meine Mutter kennengelernt. Und weil es keine richtige Arbeit gab, sind sie nach Oberhausen gezogen. Das war weit vor 1900.



STEFAN LICHTRAUTER:
1895 ist mein Vater von Österreich ins Ruhrgebiet gekommen. Mit einem 3-Mark-Goldstück ist er angelockt worden. Er ist zusammen mit meinem Onkel gekommen. In Kärnten waren keine Verdienstmöglichkeiten. Damals sind ungefähr 1280 Österreicher hier gewesen.

Wie waren die Lebensgewohnheiten der Menschen in den östlichen Herkunftsländern, bevor sie ins Ruhrgebiet übersiedelten?
Anton Stoike berichtet ausführlich, in welchem Umfang in seiner Heimat Westpreußen das gesamte Leben auf *Zusammenarbeit* und *Selbstversorgung* beruht. »Jeder hatte seine Arbeit.« Auch die Kinder.
Die Frau hatte nicht nur die meist zahlreichen Kinder zu versorgen, sondern war verantwortlich

für die Beschaffung von Nahrung und Kleidung und darüberhinaus oft noch außerhalb beim Bauern tätig.



ANTON STOIKE:
Als ich ein kleiner Junge war, habe ich in Westpreußen gelebt. Wir hatten Land, und wir hatten Wald, vier, fünfmal so groß wie hier in Eisenheim. *Alles, was eben ging, machten wir selber, ob klein oder groß. Jeder hatte seine Arbeit.* Von früh morgens, bis die Schule anfing. Vor der Schule haben wir schon gearbeitet.

Wir hatten Vieh, Gänse, sechzig Stück: darauf mußten die Kleinen aufpassen auf dem Land. Die Federn haben wir aufgesucht; sie wurden wieder verarbeitet. Die Mutter hatte einen Webstuhl. Kleider und alles wurde selbst gemacht. Meinen ersten Anzug bekam ich, als ich zur Kommunion ging.

Jeder hatte sein Stückchen Garten vor dem Haus. Das mußte alles bearbeitet werden. Wenn wir nun Kartoffeln pflanzten, dann kam der Dingens mit dem Pferd; es wurde umgepflügt und hinterher gepflanzt. Wir hatten kein Pferd.

Wir hatten Schafe; wir hatten Gänse und wir hatten eine Kuh. Später haben wir noch die Ziege dazugenommen: Alles konnte man gebrauchen. *Wir haben nichts verkauft. Das brauchten wir alles selbst.*

Wenn die Kartoffeln gepflanzt wurden, dann wurde gearbeitet. Was wir mit der Hand machen konnten, das mußten wir mit der Hand machen. Den Pflug zum Pflügen, zum Anhäufen sagt man, den haben wir gezogen: zwei vorne, und einer hielt den Pflug. Das ging von klein an so.

Und wenn wir damit fertig waren, war wieder was anderes zu machen.

Mit den Gänsen ging das so: Sie wurden gefüttert, gehütet. Ich war der Jüngste, das mußte ich also machen. *Jeder hatte seine Arbeit.* Grün zur Nacht wurde noch geholt; und tagsüber waren sie ja draußen; da hat man auf sie aufgepaßt. Als wir dann ein Pferd genommen haben, da mußten wir dafür für den Bauern arbeiten. Wir mußten dem dann auch helfen.

Im Winter gingen wir in den Forst, in den Wald. Da haben wir – der Vater und die Jungs – im Wald, in der Försterei gearbeitet. Die war groß.

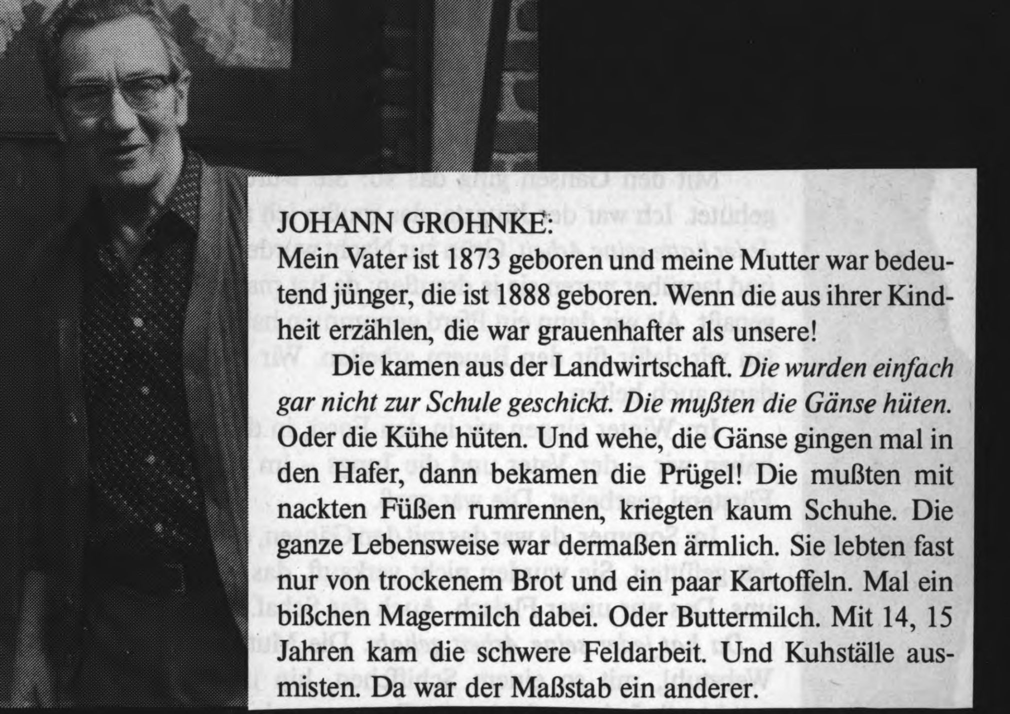
Im Sommer, da war das mit den Gänsen, da wurden sie fett gefüttert. Sie wurden nicht verkauft, das war alles für uns. Das war unser Fleisch. Auch das Schaf.

Da hat jeder seine Arbeit gehabt. Die Mutter hatte den Webstuhl, mit so einem Schiffchen, hin und her. Die machte die Leinwand, also das Zeug, was wir anziehen, die Betten. Das wurde alles selber gemacht, genäht. Im Winter in der Stube. Von den Schafen die Wolle wurde auch verarbeitet. Wir haben Flachs eingesät, soviel, wie wir brauchten, ein Viertel Morgen.

Jeder hatte seine Arbeit. Wir hatten Steckrüben, Runkeln, Kartoffeln. Da wurde nichts gekauft, höchstens mal Pflanzkartoffeln, also eine andere Sorte als unsere. Wenn du immer von einer Sorte nimmst, gedeihen sie nicht so, wurde gesagt.

Das war in Westpreußen.

Der Vater hatte einen kleinen Kotten. Und der wohnte auch auf der Wirtschaft und dann mußte er da mithelfen. Er hat ein bißchen Geld verdient, wenn er außerhalb arbeiten ging. Aber was war das? Das war auch nicht viel, (nicht) so wie heute! Wenn er gemäht hat – er ging auch mähen –, war er schon so eine Art Vorarbeiter, dann kriegte er etwas mehr. Zwei Mark, das war alles am Tag. Und immer mit der Sense. Das war ja nun nicht so, wie es heute ist: Heute geht das meiste ja maschinell; früher nicht: mit der Hand.



JOHANN GROHNKE:
Mein Vater ist 1873 geboren und meine Mutter war bedeutend jünger, die ist 1888 geboren. Wenn die aus ihrer Kindheit erzählen, die war grauenhafter als unsere!

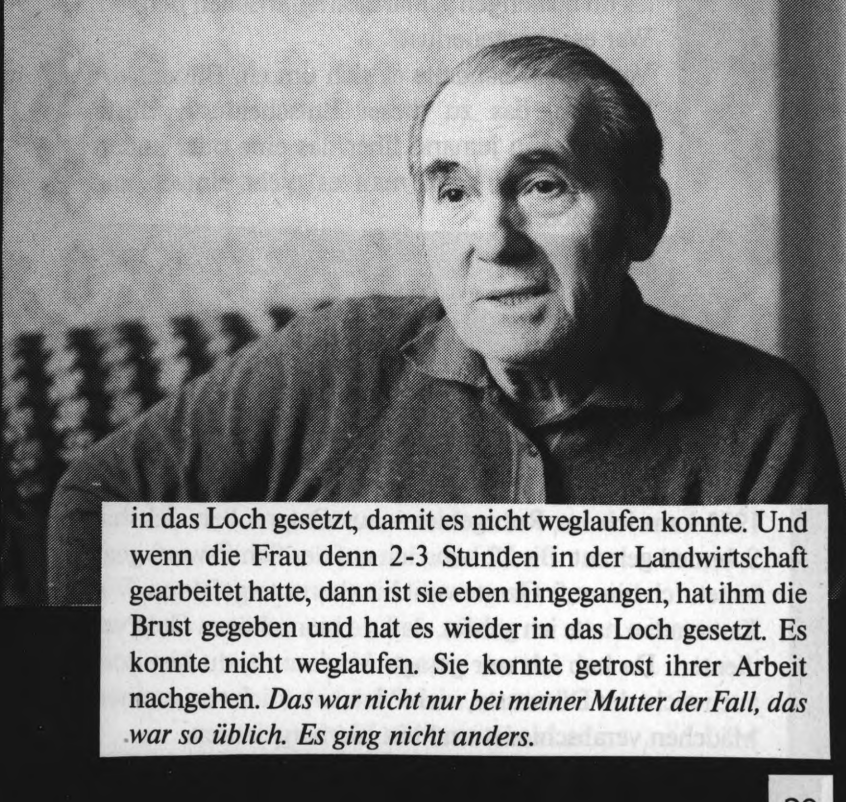
Die kamen aus der Landwirtschaft. *Die wurden einfach gar nicht zur Schule geschickt. Die mußten die Gänse hüten.* Oder die Kühe hüten. Und wehe, die Gänse gingen mal in den Hafer, dann bekamen die Prügel! Die mußten mit nackten Füßen rumrennen, kriegten kaum Schuhe. Die ganze Lebensweise war dermaßen ärmlich. Sie lebten fast nur von trockenem Brot und ein paar Kartoffeln. Mal ein bißchen Magermilch dabei. Oder Buttermilch. Mit 14, 15 Jahren kam die schwere Feldarbeit. Und Kuhställe ausmisten. Da war der Maßstab ein anderer.

JAN KRYNIWICKI:
Man hatte früher in Posen mit 10 Personen oder mit 8 Personen nur eine Wohnung von zwei Räumen. Da war nur ein Schlafzimmer, und da schliefen die Eltern mit ihren Kindern. Zwei schliefen am Fußende in einem Bett und einer oder zwei am Kopfende. Die Eltern hatten meistens auch noch ein Baby bei sich im Bett. Wer kannte denn früher, 1900 und vorher, wer kannte da schon eine ganz normale Wohnzimmereinrichtung oder sowas Ähnliches? Das gab es doch gar nicht, ich wüßte noch nicht mal, daß es früher Sofas gegeben hat.

Mein Vater war einfacher Hilfsarbeiter. Er arbeitete auf der Ziegelei und *weil der Vater mit seinem Lohn die Familie nicht ernähren konnte, hat die Mutter in der Landwirtschaft mitgearbeitet, auch wenn die Kinder klein waren.* Heute sagt man: wenn man kleine Kinder hat, kann man sonst nichts machen. Im Gegenteil: ich will mal einen Fall erzählen, wie ihn mir meine Mutter erklärt hat. Die mußte zwangsweise

in der Landwirtschaft mithelfen, entweder Kartoffeln ausmachen oder Roggen mähen oder sonst was: Dann hat man das Kleinste, wenn das noch nicht laufen konnte, ein kleines Baby von 3-4 Monaten, das hat man in ein Tuch gesetzt und auf den Rücken geschnallt. Man ist als Frau zu Fuß zur Arbeitsstelle gegangen, um da in der Landwirtschaft so und so viel Stunden zu arbeiten. Dafür kriegte sie dann freie Verpflegung. *Der Lohn, der war vielleicht 50 Pfennig pro Tag. Aber sie hatte ihre Einkellerungskartoffeln für den Winter, ihr Schwein zum Schlachten, Kuhmilch und Gemüse und was so dazu gehörte.*

Das Schönste war aber: das Kind, das hat sie doch jetzt zumindest bei der Arbeit gestört. Dann ist sie hingegangen und hat ein Loch in den Boden gebuddelt und hat das Kind



in das Loch gesetzt, damit es nicht weglaufen konnte. Und wenn die Frau denn 2-3 Stunden in der Landwirtschaft gearbeitet hatte, dann ist sie eben hingegangen, hat ihm die Brust gegeben und hat es wieder in das Loch gesetzt. Es konnte nicht weglaufen. Sie konnte getrost ihrer Arbeit nachgehen. *Das war nicht nur bei meiner Mutter der Fall, das war so üblich. Es ging nicht anders.*

Übersiedlung ins Ruhrgebiet

Warum ging jemand von Ostpreußen ins Ruhrgebiet?

War es eine Mischung von jugendlicher Emanzition von Eltern und Umgebung (vgl. die Walz bei Handwerksburschen)?
War es Flucht aus einer Arbeit, die weder zeitlich, noch inhaltlich, noch was die Personen betraf, genau festgelegt war, in eine schwere, aber spezialisiertere Arbeit?
Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit?
Das Bedürfnis, mehr Geld zu verdienen und sich damit andere, neue Möglichkeiten zu erschließen als im bisherigen geldarmen agrarischen Bereich?
War es Abenteuerlust?
Vermutlich handelte es sich um ein Bündel von Motiven, das zu dieser Entscheidung führte. Selbst wenn jemand über das eine oder andere nicht spricht, kann man es nicht einfach ausschließen.



FRANZ REHBERG:
1922 kam ich ins Ruhrgebiet – aus Ostpreußen. Ich hab Schmied gelernt. Bis 22 habe ich auf der Schiffswerft gearbeitet. Ich bin aufs Geratewohl hier heruntergefahren. Von Kameraden hatte ich gehört, daß sie hier schönes Geld verdienten. Da hab ich mir gesagt: Verdammt, du bist doch auch nicht der Dümmste, nicht? Ich hab mich von meinem Mädchen verabschiedet und bin hierhergefahren.

ANTON STOIKE:
Kollegen haben mir erzählt, daß hier Geld verdient wurde. Da habe ich mir gesagt: da gehst du lieber da hin. Deswegen bin ich hier hingekommen.

Wie waren die Verhältnisse, die die Zuwanderer im Ruhrgebiet vorfanden?

FRANZ REHBERG:
Ich und ein Kollege, wir waren zusammen beim Grenzschutz. Bei den 5. Dragoner haben wir uns kennengelernt. Er war vier Jahre älter als ich. Eines Tages sind wir losgefahren. Mit der Bahn Tag und Nacht, den Rhein herunter. Das waren 1000 km. Ich hatte hier eine Schwester verheiratet, in Buer. Ich dachte, wenn alle Stricke reißen, dann kannste dich schon mal da hinflüchten.

Und dann ging's los: Arbeit suchen bei Krupp. Überall haben sie gefragt: »Wo kommen Sie her?« – »Von Ostpreußen.« – »Nein, wir können Sie nicht anstellen.«

Dann hab ich mich mal bei einem niedrigen Beamten erkundigt und dann kam heraus, daß die Unternehmer eine Sperre erlassen hatten. Da kann man sehen, wie die arbeiten!

Und wir sind gezottelt und gezotttelt. Auf einem Samstag sind wir von Buer bis nach Oberhausen gelaufen. Als wir hier ankamen, war alles zu. Wieder zurück und am Montag wieder hier her. »Ja, einen Schmied können wir gebrauchen«, sagte der Mann bei der Annahme. Jetzt waren wir aber zwei Schmiede. Ich war der Glückliche, mich haben sie eingestellt: Und dann sagte er: »Sie, der Zweite, können als Zuschläger gehen.« So kamen wir beide unter.

Nun hatten wir Arbeit, aber kein Logis. Im Ledigenheim war nichts zu machen. Alles überfüllt.

»Die Kommunen des Ruhrgebiets waren auf den Zustrom an Arbeitern nicht vorbereitet und hatten weder die Ressourcen noch den Willen, eine nennenswerte Sozialpolitik zu betreiben...

Auch zur Frage des brennendsten Problems, der Wohnungsfrage, trugen die Gemeinden nicht bei.« (BRÜGGEMANN, in: NIETHAMMER, 1980, S. 199).

Da sind wir in die Wirtschaft gegangen, in Lipperheidebaum zum Gambrinus. Der Wirt – er hatte nur ein Bein vom Krieg her – fragte: »Ihr seid doch auch nicht von hier?« – Ich sagte: »Nein, wir kommen von Ostpreußen. Nun haben wir hier Arbeit gekriegt, aber kein Logis.« – »Augenblick mal, hier war doch neulich einer, der wollte ein Zimmer vermieten.« Er hat uns die Adresse gegeben, und wir da hin. Die Alte hat uns immer so angeguckt, bis ich sagte: »Ja, Mudder, Sie können uns von oben bis unten begucken, wir sind keine Verbrecher!« – »Na, ja, wenn das ehrlich ist, was Sie sagen, dann können Sie kommen.« Wir sind in die Wirtschaft gegangen, haben unser Gepäck geholt und sind zurück. Als wir das Zimmer besichtigt haben, stand da ein Kleiderschrank, ein Tisch, zwei Stühle und ein Bett. Als wir jetzt zurückkamen, war der Kleiderschrank weg, der Tisch und die Stühle. Nur das nackte Bettgestell stand noch da. Ich wieder runter zu der Frau: »So haben wir das Zimmer doch nicht gemietet. Sie müssen uns doch wenigstens einen Tisch geben und ein paar Stühle, damit wir auch mal einen Brief schreiben können. Und wo sollen wir unsere Kleider lassen?« Die könnten wir auf den Flur hängen, da wollte sie ein Tuch drüberlegen. Was blieb uns anderes übrig? Wir mußten damit zufrieden sein.

In den ersten ein, zwei Monaten kriegten wir kein Geld. Wir hatten keinen Pfennig in der Tasche. Vier Wochen lang haben wir kein Mittagessen gehabt. Nur Brot und ein bißchen Margarine. Die Wirtin hat schon mal Reibekuchen gebacken. Dann haben wir die Tür losgemacht, damit wir bloß ein bißchen vom Geruch mitkriegten.

Als wir ins Ruhrgebiet kamen, hatten wir 300 Mark. Davon haben wir die Fahrten bezahlt – immer hin und zurück – und mittlerweile war das Geld alle. Wir hatten

doch nicht damit gerechnet, daß wir ein paar Wochen oder Monate kein Geld kriegten.

Auf einmal hatten wir gar nichts mehr. Da hab ich den August immer gequält: »Geh doch mal zum Geschäft und frag die Leute, ob sie uns nicht Brot und ein Pfund Margarine pumpen.« Der August, der wollte mich immer hindäuen, aber das lag mir nicht, ich konnte das nicht. Ich hab den August bewegt. Auf einmal war er drin. Die Frau hat ihm doch was gegeben! Wir hatten immer die Ware da geholt, das Brot und die Margarine. Da waren wir aus dem Dreck raus. Wir kriegten das Brot dann immer und haben es nachher bezahlt, am Lohntag.

Dann habe ich meinem Mädchen geschrieben, daß sie kommen soll. Sie ging in Stellung – ins Monopol-Hotel. Aber das war schlimm. Ich wollte ja mal mit der Mutter ein bißchen allein sein. Aber meinst du, du konntest allein sein? Zum Verrecken nicht!

Wenn Anton Stoike nachträglich vergleicht, ist er froh darüber, ins Ruhrgebiet übergesiedelt zu sein, obwohl er hier »mehr geschuftet hat als in Westpreußen«. Von ihm wurde die Arbeit auf dem Land offensichtlich vor allem deshalb negativer bewertet, weil sie ihm zu wenig spezialisiert erschien.

Im Bergbau hatte er »seine eigene Arbeit«. Nachdem er angelernt worden war, war ein qualifizierter Mann, der »selbständig« seine Arbeit machte, ohne daß ihm jemand »dreingeredet« hätte – wie auf dem Land, wo die ganze Familie gemeinsam wirtschaftete und man, sobald eine Sache getan war, mit der nächsten begann. Hier blieb man bei »ein und derselben Arbeit«, die man beherrschte und die die Befriedigung einer zwar schweren, aber qualifizierten Facharbeit gab.

ANTON STOIKE:
Mit zwanzig bin ich hier herüber gezogen. Ein paar, die schon hier waren, erzählten mir, wie das hier war. Da habe ich mir die Erlaubnis geholt, daß ich anfangen konnte. Als *ich ins Ruhrgebiet kam, war das ein anderes Leben als in Westpreußen.* Ich war froh, daß ich hier war. Schlimm war nur das eine Mal, als der Winter kam und wir nicht mehr arbeiten gehen konnten, als ich bei dem Unternehmer noch war.

Danach habe ich bei Concordia untertage angefangen. *Du wurdest angelernt. Später, wenn du selbständig deine Arbeit gemacht hast, hat dir keiner was gesagt, egal, was du gemacht hast. In Westpreußen haben sie dir schon mal dreingeredet.*

Das war ein großer Unterschied zwischen Westpreußen und hier, dem Ruhrgebiet. In Westpreußen war ich ja auf dem Land, es war unser Eigen, was wir hatten. Da wurde alles selbst gemacht, Vieh versorgt undsoweiter. *Die Arbeit auf dem Land, die machtest du mit der Hand. Und wenn du die eine Arbeit fertig hattest, dann fingst du mit der nächsten an. Und hier bliebst du bei ein und derselben Arbeit.*

Auf Zeche haben wir mehr geschuftet als in Westpreußen, das ist klar. Da kam ein Hunderter an Wagen hoch vom Schacht, und den mußten wir wegschaffen. Das war hart! Ich habe mich trotzdem wohler hier gefühlt, im Ruhrgebiet. Hier hattest du deine eigene Arbeit.

Franz Rehberg beschreibt, wie die einheimische Bevölkerung auf die Leute aus den Ostgebieten reagierte.

FRANZ REHBERG:
Die Leute haben hier oft gesagt: »Die ollen Pollacken.« Wenn der eine oder andere zu mir meinte: »Der olle Pollack da!« – hab ich zugetreten. Aber wir waren noch jung, da gab man nicht soviel drauf.

Gemeinsames Arbeiten und gemeinsames Wohnen waren wichtiger als die verschiedenartige Herkunft. »Vor allen Dingen waren sie (die Polen) gute Nachbarn und Kumpels auf der Zeche.« Die Meinungen über das Ausmaß der Integration gehen allerdings auseinander. Paul Herold stellt fest, daß man »trotzdem gegen sie war«, während Stefan Lichtrauter das Gemeinsame betont. »Die waren alle egal.« Dieser Widerspruch ist auch nicht aufzulösen, weil er von unterschiedlichen Menschen subjektiv unterschiedlich empfunden wurde.

PAUL HEROLD:

In Oberhausen gab es damals gar nicht viel Deutsche. Die haben die Leute doch mit Waggons geholt aus Polen, aus Ostpreußen, aus Schlesien. Diese Siedlung hier ist nicht für Deutsche gebaut worden. Hier wohnten nur Ausländer. Im Priesterhof war das genauso.

Die jungen Burschen, die mit uns in der Schule waren, die wollten das gar nicht wissen, daß sie Polen waren. Viele haben ihren Namen umändern lassen. Die Eltern konnten kaum Deutsch, aber ihre Kinder sprachen wie wir. Die Polen waren arme Leute, wurden aus der Bauerngegend hier heruntergeschleppt, aber die waren fleißig und die meisten Familien waren auch sehr sauber. *Vor allen Dingen waren sie gute Nachbarn und gute Kumpels auf der Zeche.* Warum man trotzdem gegen sie war, das kann ich heute nicht mehr sagen. Vielleicht lag es daran, daß die Polen furchtbar nationalstolz waren. Sie hatten ihre eigenen Gesangsvereine, ihre Turnvereine und jeden Sonntag eine polnische Messe in der Kirche. Die Polen waren aber keine feigen Menschen. Die wehrten sich.

Daher kam es, daß Oberhausen eine gefährliche Schlägerstadt war. Die Straßenlaternen waren nur dünn verstreut. In manchen Straßen mußte man vorsichtig sein, daß man lebendig wieder herauskam. Messerstechereien

gab's da. Die Polen hatten alle noch ein paar Kostgänger nebenbei, haben Schweine geschlachtet. 1924 sind die meisten nach Frankreich gegangen.

Von Frankreich kamen die Werber hierher. Die haben ihnen da unten wunderbare Siedlungen gebaut.

STEFAN LICHTRAUTER:
Ob einer Tscheche, Pole oder was auch war, man hat hier keine Unterschiede gemacht. Die waren alle egal. Anfangs haben sie ihre Sprache noch gesprochen, aber nachher nicht mehr. Sie mußten hierherkommen, weil es drüben nichts zu verdienen gab. Damals kam das Ruhrgebiet richtig in Schwung und dann kamen alle hierher.



Arbeit im Bergbau und auf der Hütte

Als Jugendlicher unter Tage und im Stahlwerk

Im Bergbau konnte man in den meisten Zechen erst mit 14 Jahren anfangen, deshalb mußte Stefan Lichtrauter, als er 1927 mit 13½ Jahren aus der Schule kam, zunächst ein halbes Jahr als Kuhhüter tätig sein. Sein Wunsch, Kunstmaler zu werden, scheiterte an zwanzig Mark monatlich, die er für den Lehrmeister hätte zahlen müssen.

STEFAN LICHTRAUTER:
Mein Vater wurde 26 pensioniert und ich kam 27 aus der Schule. Der Vater fragte: »Was willst du machen?« Ich wollte damals Kunstmaler werden, aber leider war das Geld nicht da, weil man ja für die Lehre zahlen mußte. Meine Schwester wollte Näherin werden und mußte dem Lehrmeister fünf Mark monatlich zahlen. Das saß auch nicht drin, weil der Vater nur 90 Mark Rente hatte. Da habe ich gesagt: »Weißt du was? Dann gehe ich auf Zeche.« Und dann bin ich auf Zeche gegangen. Das war 1927. Hier auf Rheinpreußen.

Ich bin damals mit 13½ Jahren aus der Schule gekommen und da konnte ich nicht sofort auf der Zeche anfangen, weil ich zu jung war. Da habe ich mich freiwillig in Hamborn als Kuhhüter gemeldet, bis ich im Oktober 14 Jahre alt wurde. Als Kuhhüter habe ich nur fünf Mark pro Monat bekommen und dann hat man mir noch Schafswolle mitgegeben. Hauptsache, ich war vom Essen weg hier! Darum ging es.

Ende September bin ich wiedergekommen und konnte am 1. Oktober auf der Zeche anfangen. Ich war schon als Berglehrling vorgemerkt. Wir wurden angelernt im Ausbauen und Bänderreparieren. Aber der Lehrmeister, der Diplomingenieur sagte: »Das ist ein ganz pfiffiger Bursche, für den hab ich was anderes. Der kommt nicht in die Grube.« Und dann hat er mich zum Maschinenbetrieb nach Schacht 6 geschickt.

Paul Andress fing bereits mit 13½ Jahren im Bergbau an. Die Jugendlichen hatten statt eines 8-Stundentages einen 6-Stundentag. Aber die Arbeit war so anstrengend, daß sie oft an der Schüppe einschliefen.

PAUL ANDRESS:
Ich bin 1903 geboren. Mein Vater war ein Kruppianer. Ich war das fünfte Kind von zehn Kindern. Da ich gut war in der Schule, wurde ich ein halbes Jahr eher entlassen und habe mit 13½ Jahren auf Zeche Diergart angefangen – oben auf dem Leseband an der Kohle. Aber wir Jugendlichen hatten bloß sechs Stunden zu arbeiten, die andern acht Stunden. Wir hatten Frühschicht von sechs bis zwölf und Mittagsschicht von vier bis zehn.

Als Vierzehn-, Fünfzehnjähriger bin ich oft an der Schüppe nachts eingeschlafen.

Ich habe dann da aufgehört – mein Vater war auch kein Bergmann – und habe im April 1917 auf der Hütte angefangen. Hier bei Krupp.

Im Stahlwerk wurde Paul Andress mit 14 Jahren zuerst als Budejunge tätig. Mit 16 kam er »ans Feuer«, zum Converter. Von dem Zeitpunkt an mußte er arbeiten wie ein Erwachsener.

Dann kam ich ins Stahlwerk. 1917. Mit 14 Jahren. Als Budejunge. Früher hatte man keine Frauen, die die Buden

saubergemacht haben. Jeder Betrieb hatte seine Budejungen. Direkt ans Feuer wollte man mich in dem Alter nicht lassen.

Mit 16 kam ich oben zum Converter. Wir haben schwer arbeiten müssen. Es gab ja damals noch kein Jugendschutzgesetz. Mit 14 kam man noch nicht vor den Converter, aber mit 16, 17 kam man dahin. Da wurde nicht mehr nach dem Alter gefragt. Wir mußten drei Schichten machen: Mittagsschicht, Frühschicht und Nachtschicht.

Die Arbeitsplätze auf der Hütte waren sehr gefragt.
Die Chancen, dort als 14jähriger anfangen zu können, waren größer, wenn schon jemand aus der Verwandtschaft dort arbeitete.

JAN KRYNIWICKI:
Ich war froh, daß ich auf der Alten Walz mit 14 Jahren anfangen konnte, weil mein Stiefvater da auch gearbeitet hat, gab es die Möglichkeit, dort unterzukommen. Ich bin also in den Maschinenbetrieb reingekommen und es war früher so, daß man noch nicht mal eine vernünftige Arbeitskleidung hatte. Wir haben die Kleider bei der Arbeit getragen, die wir normalerweise als Kleidung im Haus abgelegt haben, abgelegte Kleidung von meinen Brüdern meistens. Das war 1920.

Wie man zum Bergbau kam

Es gab offensichtlich eine Menge Bergleute, die diesen Beruf nicht von Anfang an wählten. Anton Stoike war zuerst bei einem Unternehmer tätig, Ernst Honak mußte Bergmann werden, weil seine Familie andernfalls aus der Zechenwohnung gewiesen worden wäre, nachdem sein Vater verunglückte. Jan Kryniwicki fing 1924 beim Bergbau an, als es in den andern Betrieben große Massenentlassungen gab.



ANTON STOIKE:
Zuerst habe ich in Oberhausen bei einem Unternehmen gearbeitet, im Straßenbau. Aber bei ihm war ich nicht lange. Das war so ein kleiner Unternehmer. Da war ich in Kost. Das waren aber gute Leute. Brauchtest keine Bange zu haben, dir passierte nichts. Für dich wurde gesorgt, als wenn du zu Hause wärst. Da habe ich dann aber bald aufgehört, als der Winter kam und wir nicht mehr arbeiten konnten. Von da an fing ich auf der Zeche in Oberhausen an, auf der Zeche Concordia, Concordia zwei.

ERNST HONAK:
Ich bin 1923 aus der Schule gekommen; bin ein Kriegskind, 1909 geboren. Hab die Lehre angetreten als Maler, Anstreicher, Tapezierer, Lackierer. Ich hatte einen Meister, der war vielseitig, wir haben auch gleichzeitig Türen, Fenster und ich weiß nicht alles gemacht, und Glaser noch obendrein. Ich war dann in Lüneburg, damals gab es noch die Zeit, die Tour, da gingen die Handwerker auf die Walz, um andere Eindrücke, andere Arten von Arbeiten kennenzulernen. Bekomme dann ein Telegramm, der Vater hat ein schweres Malheur gehabt: »Lieber Ernst, komm zurück.« Leider war's damals so: Wenn ein Bergmann Nachwuchs hatte und wenn der nicht in den Bergbau ging, – Pütt sagen wir dazu –, dann wurden die Eltern aus der Wohnung gewiesen in eine Menage, und dafür waren mir meine Eltern zu schade. Da bin ich dann als Fremder in den Pütt. Würde ich heute auch nicht wieder tun. Denn wenn man aufrecht gewöhnt ist zu arbeiten und kommt dann in solche niedrige Streben, Strecken, wo Kohle abgebaut wird, dann ist das furchtbar. In 8 Wochen war ich schon Gedingeschlepper. Gleichzeitig gingen wir aber auch in die Fortbildungsschule, Abteilung Bergbau. Ich hab alles mitgemacht, also echt als Beruf. Hab's bis zum Lehrhauer gebracht.

JAN KRYNIWICKI:
Und dann bin ich 4 Jahre da gewesen, auf der Alten Walz.

Innerhalb der 4 Jahre bin ich 3 mal ausgesperrt worden. Das war damals eine schlechte Zeit, da war ja auch die Geldentwertung. Man schmiß mit den Milliarden rum. *Das war 1923. Da gab es Massenentlassungen – immer wegen Arbeitsmangel.*

1924 war ich das leid. Ich denk, du fängst beim Bergbau an. Da konntest du sofort ankommen, das war keine Schwierigkeit, weil sie da immer Leute brauchten.

Man mußte früher im Bergbau – man kann sich das heute nicht mehr so vorstellen – viel mehr Leute haben, weil alles handbetrieben wurde, nicht so mit Maschinen wie heute. Früher war ein Revier mit 300 Bergleuten besetzt, mit 300, und heute werden bestimmt 50, 60 Mann in dem Revier fertig.

Der Weg zum Arbeitsplatz

Die Leute gingen meist zu Fuß zur Arbeit, nicht allein, sondern zusammen mit ihren Kumpels. Man traf sich immer zur gleichen Zeit an der gleichen Stelle. So hatte man auf dem Weg zur Arbeit und von der Arbeit reichlich Möglichkeiten, Meinungen auszutauschen und sich gegenseitig zu stabilisieren.

FRANZ REHBERG:
In den ersten Jahren sind wir immer promt zu Fuß zur Hütte gelaufen. Das saß nicht drin, mit der Straßenbahn zu fahren.

STEFAN LICHTRAUTER:
Mit dem Fahrrad mußte ich 14 Kilometer zum Schacht fahren, morgens und abends, bei Wind und Wetter. Später, als hier der Zug eingesetzt wurde, konnte ich eine Tour mit dem Zug machen, aber die Rückfahrt fuhr ich mit dem Fahrrad, weil ich zehn Stunden arbeiten mußte. Der Zug hatte extra einen Waggon für Räder.

Das waren ganz billige Fahrräder – mit Spiralen. Die Spiralen wurden in die Felgen reingedreht, eine neben der anderen. Und da bist du mit losgefahren. Das hat gerappelt wie eine Nähmaschine. *Später sind wir dazu übergegangen und haben uns Gummischläuche, Bohrschläuche, genommen, auf Zeche besorgt, haben sie drumgezogen, mit Draht verbunden und sind damit losgefahren. Gummireifen waren zu teuer, die konnte man sich nicht leisten.* Man mußte ordentlich treten, aber es ging. Man ist ruhiger gefahren als mit Spiralen. Es gab nicht mehr so ein Gerappel. Sonst haben sie schon von weitem gehört, wenn du ankamst.

Arbeitsbedingungen

Zwischen 1922 und 1929 verschlechterten sich die Arbeitsbedingungen, die sich nach der Novemberrevolution 1918 vorübergehend verbessert hatten, zusehends. Die Arbeitszeit wurde verlängert (12-Stundentag), Überstunden ohne Bezahlung waren an der Tagesordnung. Um der Arbeitslosigkeit zu entgehen, die dann schließlich doch viele traf, nahmen sowohl Berg- als auch Hüttenarbeiter äußerst harte Bedingungen inkauf.

PAUL ANDRESS:
Man mußte immer durcharbeiten, samstags, sonntags, immer durch. Nur wenn man von der Nachtschicht kam, hatte man sonntags frei. Mit dem Urlaub war es so: man mußte erst drei Jahre da sein, ehe man den ersten Urlaub bekam. Dann gab es drei Tage. Und dann für jedes Jahr einen Tag mehr, bis zu 12 Tagen. Weiter gab es nichts.

JAN KRYNIWICKI:
Die Arbeiter haben früher 30, 31, 32 Schichten im Monat gemacht. Gezwungenermaßen. Da waren schon sowieso normalerweise 27 laufenden Schichten und dann kamen

die Panzerschichten sonntags und samstags dazu.

Und dann mußtest du noch ab und zu mal, weil du die Meters, die Kohlen, nicht rauskriegtest, ein, zwei Stunden länger machen. Also unter 30 Schichten kam man selten weg.

ELISABETH VALTIX:
Abends waren die Männer fertig. Dann legten sie sich ins Bett und damit basta. Es gab keine Freischicht oder etwas Ähnliches. *Die mußten von Sonntag bis Sonntag in einer Tour durcharbeiten.* Mein Mann hat doch mitunter Sonntag für Sonntag hintereinander gearbeitet.

PAUL ANDRESS:
Ich war der unsolideste von allen Brüdern, weil ich immer anständig einen gehoben habe, und bin der einzige, der noch lebt. Aber es war ja so, wenn es draußen 30 Grad hatte, hatten wir 60 Grad. Und wir konnten ja nicht nur stehen, sondern wir mußten zum Beispiel soundsoviel Schüppen Kalk in den Converter kippen. Der Converter hatte eine Öffnung von 1 ½ Meter. Vorne war er auf. Und dann vor die heiße Mündung. *Die Temperaturmesser haben bis zu 80 Grad angezeigt. Wir tranken in einer Nacht bis zu 20 Liter Tee.* Wald- und Wiesentee, der war vom Max-Planck-Institut empfohlen. Sonst hätten wir zuviel Fett ausgeschwitzt. Da muß man verstehen, daß man nach der Nachtschicht das Bedürfnis hatte, ein paar Glas Bier zischen zu lassen – in der Kneipe.

Sicher: ein Schlosser hatte damals 82 Pfennig und wir hatten schon über eine Mark. Das war der Vorteil. Aber da haben wir schwer für arbeiten müssen. Wenn draußen 30 Grad war, war bei uns 60, 70 Grad.

Da konnte man nicht lange arbeiten. Fünf Minuten vor dem Feuer und dann ab nach hinten. Da kam der frische Wind. Da konnte man sich wieder erholen. Wir haben Luft geschnappt und dann ging's wieder nach vorn.

Stoßweise haben wir gearbeitet. War eine Charge zu warm, schrie der Meister: »Zwanzig Schüppen Kalk! Eine links, eine rechts!« Ja, dann schmissen wir zehn Schüppen Kalk darein, mußten dann aber noch drei Meter bis vor die Mündung gehen. Unten in den Schuhen, da ging es immer: Tsch, tsch, tsch! Der eigene Schweiß. Da mußte man ein Kerl sein.

Arbeitsabläufe

Sowohl Bergleute als auch Hüttenarbeiter schildern detailliert und präzis die Abläufe ihrer Arbeit. Paul Andress wußte genau, welche Handgriffe er tat, warum er sie tat und welche Prozesse sich unter seinen Händen abspielten. Dieses Arbeitswissen gibt er nicht ohne Stolz wieder.

PAUL ANDRESS:
Wir hatten zu der Zeit sechs Converter. Jeder hatte ein Fassungsvermögen von 26 Tonnen. 20 Tonnen brachten sie raus, das andere war Schlacke. Das Roheisen wurde im Hochofen geschmolzen. Oben wurde Erz reingekippt, und unten kam das Roheisen heraus. Das wurde dann im Stahlwerk zu Stahl verblasen, in den Convertern. Da kamen noch Zusätze rein: Mangan, Silicium... Abundzu wurde eine Probe genommen und dann ging es runter in die Gießwagen.

Wenn Sie früher durch Rheinhausen gingen, war Rheinhausen bis hier zur Margaretenstraße hell erleuchtet, wenn das Stahlwerk geblasen hat.

Die Converter waren wie eine Birne geformt – man sagt Bessemer Birne. Thomasstahl ist ja Bessemerstahl. Der Mann, der das erfunden hat, hieß Thomas. Der Boden der Bessemer-Birne war ungefähr 1,20 m hoch. Wenn der leer war, wurde er von unten eingefahren. Da waren 169 Nadeln drin, Holznadeln. Die verbrannten nachher. Der Wind, der hielt da unten diese 20, 25 Tonnen in der Schwebe, ver-



schiedene Stoffe wurden verbrannt und kamen nach oben als Schlacke. Die Schlacke ist ja leichter als Eisen, auch wenn sie flüssig ist.

Die Arbeit unter Tage war aufgrund des geringen Mechanisierungsgrades im Bergbau zur damaligen Zeit wenig spezialisiert. Sie wurde in sogenannten Kameradschaften geleistet, die aus zwei bis vier Hauern bestanden. Trotz aller Disziplinierungsmaßnahmen von seiten der Zechenleitung (beliebt war vor allem das »Wagennullen«, d.h. wenn Wagen nach Meinung der Zechenleitung nicht ausreichend mit reiner Kohle beladen waren und z.B. zuviel Gestein enthielten, wurden sie gestrichen, ohne daß es für die Bergleute eine Möglichkeit zum Nachprüfen gegeben hätte), hatten sie einen relativ breiten Raum, in dem sie ohne Kontrolle (der Steiger kam höchstens ein- oder zweimal pro Tag für wenige Minuten), selbständig, eigenverantwortlich und solidarisch in der Gruppe arbeiten konnten.

JAN KRYNIWICKI:
Wir mußten die Kohlen meterweise, meterweise mit den großen Pannenschüppen und mit den Schaukelrutschen wegtransportieren, und mit den Upperhämmern. Am Anfang hat man Hacken gehabt, aber nachher kriegte man doch schon kleine Upperhämmer, die waren primitiv. Das zog kräftig in den Armen. Und dann wurden die Upperhämmer nachher doch schon ein bißchen besser, schwerer, die gingen dann besser in die Kohle rein. Aber trotzdem, *du mußtest jedes Pfund Kohle auf diese große Pannschüppe draufnehmen,* damit die auf das Band kam und wegtransportiert wurde. Das war eine körperlich anstrengende Arbeit. Wir hatten früher auch noch den Nachteil, daß die Bewetterung innerhalb des Bergbaus so schlecht war. Die Bewetterung war schlecht, weil es die großen Querschläge,



wie man sie heute hat, nicht so gab. Man hatte manchmal ein Wetterloch, Loch kann man sagen, also kein ausgebautes, ein Wetterloch von 1,5 bis 2 m, 1,5 m². Das heißt schon was, son Revier! Das zieht sich immer durch die Strecken und durch die Rutschen und durch den Querschacht und das Wetter hat ja immer einen Zug, deswegen hat man ja über Tage auch einen Einziehschacht und einen Ausziehschacht.

Die Bewetterung, die war früher sehr schlecht und auf Grund dessen war ja auch die Staubentwicklung innerhalb des Bergbaus unter Tage so enorm, daß man sich da gar nicht schützen konnte, denn man hatte ja früher nicht die Mittel, die man heute hat, z.B. Wasser, was sehr wichtig heute ist. Das Wasser kommt heute direkt bis vor die Arbeit in den Streb rein. Da kann man den Staub schon in der Entwicklung abfangen, was man früher nicht konnte.

Nach einem Jahr – 1925 – kam ich ins Gedinge. Da fing ich direkt als Lehrhauer an. Mit 28 habe ich meinen Hauer gemacht. Früher mußtest du eine Hauerprüfung ablegen. Ganz früher, da wars leichter. Da hat der Steiger dir auf die Schulter gekloppt, wenn du gut gearbeitet hast, hat er oder der Ortsälteste gesagt: du bist Hauer und ab sofort warst du Hauer. Aber zu der Zeit, wo ich da war, also ich habe meine Hauerprüfung 29 gemacht, da war die Sache schon etwas strenger. Erstensmal mußte ich meine Prüfung unter Tage ablegen, da mußte ich erstmal vollständig einen Meter Kohle rausnehmen. Das war nun kein hohes Flöz, das war son niedriges Flöz von 1,20 m, 1 m Kohle: vollständig abbauen, dann aber so abbauen, vorschriftsmäßig, wie sich das gehörte, mit Vorbauen usw. – sicherheitshalber.

Da mußte ich einen Holzausbau setzen, aber genau nach Vorschrift. Er wurde unten schön angeschärft, die Stempel ausgehöhlt, damit man sie an den runden Kappen auch festhalten konnte, natürlich mit dem Hammer. Diese Spitzen, diese Stempel, die wurden angespitzt. Unten wurde ein kleines Loch gemacht, da kam der Stempel rein, und dann wurde der oben an der Kappe festgekloppt. Das hat die Bedeutung, daß der Gebirgsdruck, der von oben kam, nicht sofort auf das Holz drückte, sondern erstmal unten auf die Spitze. Das sackte dann langsamer ab.

Arbeitslohn

FRANZ REHBERG:
Verdient habe ich damals 72 Pfennig die Stunde. Als Schmied auf dem Hüttenwerk Oberhausen. Da kamen im Monat 200 Mark zusammen. Ich habe aber auch sonntags gearbeitet.

PAUL ANDRESS:
Ich wurde dann Spiegelschmelzer und erster Schmelzer. Da hatte ich einen Stundenlohn von zwischen 1,25 und 1,30

Mark. Das war damals viel Geld. Mein Bruder war Chefobermeister auf der Werkstatt, Fachmann, er bekam nur einen Stundenlohn von 82 Pfennigen, mit Prämie.

PAUL HEROLD:
Der Schichtlohn, der war ganz niedrig. Was kriegten wir immer 250 Mark im Monat reines Geld, das war aber auch alles.

STEFAN LICHTRAUTER:
Ich hab angefangen mit 1,30 Mark pro Schicht. Mein Vater hatte, als er aufhörte, 5,40 Mark. Das war der Hauerlohn.

JAN KRYNIWICKI:
Wie ich am Anfang anfing aufm Bergbau zu arbeiten, als Schichtlohn hab ich 5,50 Mark verdient und als Gedingearbeiter, wie ich nachher als Lehrhauer anfing, da habe ich so zwischen 7,50 Mark rum verdient pro Schicht.

Geforderte Arbeitstugenden

ANTON STOIKE:
Man mußte sehen, daß man pünktlich war. Nicht so wie heute. Man mußte immer so da sein, daß man zehn Minuten eher fix und fertig war, und dann ging man auf die Arbeit, in den Schacht. Einmal sind wir zu spät gekommen. Da war so ein Teich, der war gefroren. Bis an die Achseln sind wir ins Eis eingebrochen. Das Eis ist geplatzt und wir plumpsten rein. Einer von den Steigern war mit. sonst hätten sie es uns schließlich noch nicht mal geglaubt, als wir zu spät gekommen sind.

JAN KRYNIWICKI:
Wir waren früher als Bergleute, als Arbeiter so korrekt, daß wir, wenn wir unsere Arbeit verlassen haben, die Arbeit ganz korrekt hinterlassen wurde. Es wurde immer auf drei

Schichten gearbeitet und *die eine Schicht mußte die Arbeit immer so verlassen, daß die andere Schicht sie aufnehmen konnte. Das war der Rythmus und keiner wäre auf die Idee gekommen, seine Arbeit nicht ganz korrekt zurückzulassen. Das gab es damals nicht.*

PAUL ANDRESS:
Als Budejunge fing ich an, dann war ich Kokillenmann; ich war Pfannemann, ich war Gießer, ich war am Trichterplatz, Trichtermacher. Man mußte auf jedem Arbeitsplatz einsatzfähig sein, wo Leute ausfielen durch Unfall oder Krankheit.

Selbsteinschätzung der Arbeit

Der Stolz, etwas gut gemacht zu haben, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Arbeit im Bergbau und Stahlwerk von vielen Arbeitern als so schwer empfunden wurde, daß sie sie ihren eigenen Söhnen auf keinen Fall zumuten wollten. Paul Herold weigerte sich auch, Meisterhauer zu werden, mit der Begründung, daß er die Jungen nicht noch anlernen will »für die Schandtaten«, die er machen mußte. Und Karl Andress: »Mein Vater hat immer gesagt, ich solle lieber ins Zuchthaus gehen, ehe ich die Maloche im Stahlwerk anfange.«

PAUL HEROLD:
Ich hätte Meisterhauer werden können. Wir haben eine Strecke ausgefahren. Aus einer normalen Richtstrecke mußte eine gemacht werden, die stromsicher war. In der Strecke habe ich ungefähr ein Jahr gearbeitet. Als sie fertig war, kam der Betriebsführer und sagte: »Wir haben uns das überlegt: ab morgen gehst du zur Zeche Wiesche und da wirst du als Meisterhauer eingesetzt.« – »Nein, nein«, sag ich, »nix, ich will kein Meisterhauer werden.« – »Warum

nicht? Da kannst du den Jungen doch beibringen, was du als Bergmann kannst.« – »Mach ich aber nicht. Das mach ich nicht.« *Sollte ich die Jungens auch noch anlernen für die Schandtaten und das Quälen, was sie mit uns jahrzehntelang auf der Zeche gemacht haben?* Das hab ich auch dem Direktor gesagt. Der kam kurze Zeit später. Ob sie darüber gesprochen haben, weiß ich nicht. »Glückauf, Direktor Theben!« Ein feiner Kerl war das, ein ganz frommer Mensch. »Das ist ja ganz prima hier geworden«, sagt er, »die Strecke genau wie eine richtige Decke. Die Stempel stehen alle schön in Reihe.« – »Ja«, sag ich, »sicher, da könnte bloß etwas mehr dabei herumgekommen sein. Da sind doch die Meter nicht richtig ausgezahlt worden. Das war doch immer nur Überschlagslohn.« Dann fragte er: »Haben Sie auch Söhne?« – »Ja, zwei Stück hab ich.« – »Das werden aber auch mal ein paar richtige Bergleute.« Da hab ich zu ihm gesagt: *»Meine Söhne im Pütt? Bergleute? Ich hab ein Beil im Keller. Eher schlag ich ihnen beide Hände ab, als daß die in Pütt kommen!«* Da zog er sich die Jacke aus und sagte: »Darüber muß ich mich aber doch mal mit Ihnen unterhalten.« – »Ja«, sag ich, »da will ich Ihnen das mal ganz genau sagen. *Wie wir schikaniert worden sind, soll ich das alles meinen Söhnen auch angedeihen lassen? Wenn wir die Kohle nicht raushatten, drinbleiben. Ohne Bezahlung Überstunden machen!«*

Das Problem war: im Bergbau war ja alles Akkord. Jeder kriegte soundsoviel Kohle vor die Brust und wenn die nicht raus war, dann mußte man weitermachen. Jetzt hat der Direktor sich das mal so richtig durch den Kopf gehen lassen und der Steiger sagte mir dann: »Der Direktor hat mich beauftragt, ich soll mehr Lohn schreiben.«

KARL ANDRESS:
Mein Vater wollte nie haben, daß ich im Stahlwerk anfing. Er hat immer gesagt: »Geh lieber ins Zuchthaus, eh daß du im Stahlwerk anfängst. Die Maloche machst du nicht mit.«

Das Verhältnis zwischen Bergarbeitern und Hüttenarbeitern

KARL ANDRESS:
Bergleute und Krupparbeiter mochten sich nicht leiden. Wenn eine Bergmannstochter einen Kruppschen geheiratet hat, dann war das schon sozialer Aufstieg, obwohl der Kruppsche noch ärmer war als der Bergmann, denn der hatte bilige Kohle und verdiente mehr.

Die Bergleute waren nicht so angesehen, weil sie unter der Erde arbeiteten. Sie kamen zum Teil nicht so gepflegt von ihren Arbeitsplätzen nach Hause. Bei Krupp gab's mehr Waschgelegenheiten. Der Bergmann fuhr rin in den Pütt und stieg er wieder raus, dann war er schwarz.

Es gab auch nichts, was sein Niveau hob. Es gab keine Volkshochschulen damals. Es gab keine Bildungsmöglichkeiten. Und wenn er nach Hause kam und mußte noch auf den Acker, dann war er total erschöpft. *Er war kaputter als derjenige, der von der Hütte kam.* Keine Branche hat soviel Opfer gebracht wie der Bergmann.

Kulturell und bildungsmäßig konnte der Bergmann also wenig an sich tun. Dadurch hat sich ein Gefälle ergeben zwischen Hüttenarbeiter und Bergarbeiter. *Die Hüttenarbeiter brauchten schon mal nicht in das tiefe Loch reinfahren. Der Mensch, der auf dem Hüttenwerk arbeitete, konnte doch immer noch den blauen Himmel über sich sehen.*

Krupp hat ja doch ein klein bißchen für die Leute getan. Es gab eine Kruppsche Bücherei. *Es gab verschiedene Bildungsmöglichkeiten innerhalb des Werkes. Das gab es bei den Bergarbeitern noch nicht.*

Aber es gab Bergarbeiter, die hingen wirklich an ihrem Beruf. Ein Bruder meiner Mutter, der Bergarbeiter war und immer Nachtschicht hatte, wurde von meinem Vater auf der Hütte untergebracht. Nach acht Tagen hat er der Hütte den Rücken gekehrt und fuhr lieber wieder in das tiefe Loch ein. Er fühlte sich auf dem Hüttenwerk nicht wohl. »Da sind zuviel Scheiben.«

Ein Unfall am Arbeitsplatz war das Risiko, das jeder Berg- und Stahlarbeiter Tag für Tag erneut einging. Selten war jemand »normal« krank. Aber Unfälle im Betrieb waren an der Tagesordnung. Es ist nachweisbar, daß ihre Anzahl zwischen Beginn und Ende der zwanziger Jahre erheblich anstieg. Die Ursache ist in den sich verschlechternden Arbeitsbedingungen zu sehen. Die verlängerte Arbeitszeit hatte erhöhte Hetze zur Folge. Ein weiterer Grund lag in der Art der Bezahlung. Da dem Bergmann nur die Kohle bezahlt wurde, die er effektiv förderte, bedeutete die Zeit, in der er Sicherheitsvorkehrungen traf, für ihn unbezahlte Arbeitszeit. Um den sehr knappen Lohn zu erhöhen, wurden sie nur zu oft vernachlässigt. Seitens der Unternehmer bestand erst recht kein Interesse. Für ihn war jeder verunglückte Bergmann ersetzbar. Hunderte von Arbeitslosen warteten bereits.

Zwischen 1918 und 1929 verunglückten im Ruhrbergbau rund 10.000 Bergleute tödlich. Über 700.000 wurden verletzt. In anderen Statistiken wird die Zahl der Toten sogar mit 25.000 angegeben. (Vgl. Alexander Graf Stenbock-Fermor, Deutschland von unten. Stuttgart 1931 [1], Luzern und Frankfurt/M 1980 [2], S. 104.)

JAN KRYNIWICKI:

Da gab's viel Unfälle und Tote, viel Unfälle, ich hatte 19. Bei meinem letzten Steiger, den ich hatte, Steiger Henke, da hatten wir in einem Monat drei Todesfälle, drei tödliche Unfälle. Wir hatten in der Zeit im Durchschnitt 10-15 Todesfälle pro Jahr.

PAUL ANDRESS:

Ich hab in den fünfzig Jahren nicht einmal wegen Krankheit gefehlt, nur wegen Unfall. Ich habe 588 Monate geklebt,

davon war ich 23 Monate krank, aber immer wegen Unfall. Einmal hatte ich eine Gesichtsverbrennung, da schlug mir eine Stichflamme ins Gesicht, und ich hab 10 Wochen krank feiern müssen. Einmal hatte ich das Bein kaputt. Und dann kam die Sache mit dem Auge. Ich sehe ja nur noch auf einem Auge. Grippe habe ich nie gehabt, weil ich immer einen getrunken habe.

KARL ANDRESS:
Bei einem Unfall hatte mein Vater das Knie zerstört und den rechten Arm gebrochen. Das Knie hat man nicht beachtet. Auf den Arm hat er ein halbes Jahr Rente gekriegt. Als er später Protest erhob und zum Arzt ging und sagte: »Ich hab Schwierigkeiten mit meinem Knie«, da hieß es einfach: altes Leiden, obwohl er das Knie tatsächlich zerschlagen hatte bei dem Unfall damals. Er kriegt auch keinen Pfennig Rente drauf. Es galt einfach als Altersverschleiß. Das ist mit den Jahren immer schlimmer geworden, so daß er mit dem Knie kaum den Keller runtergehen kann. Körperlich sonst gesund, aber sobald er 10, 20 Meter gelaufen ist, ist es aus. An manchen Tagen wenn er aus dem Bett steigen will, und auf das rechte auftritt und dann auf das linke kommt, fällt er um.

»Kaputt gearbeitet«

Fast jeder Arbeiter in Bergbau und Stahlwerk mußte nicht nur mit Unfällen rechnen, sondern mit einer ganz erheblich verringerten Lebenserwartung. »Wenn ein Bergmann fünfzig wurde, dann war er aber soweit.«
Die Bergleute litten fast ausnahmslos unter Silikose (Staublunge), die durch den feinen Abraumstaub verursacht wurde. »Hier ist kaum ein Haus, in dem nicht einer an Staublunge gestorben ist.«

ANTON STOIKE:
Ich bin dann auf der Zeche untertage gewesen und habe da meine Tage verbracht, bis daß ich nicht mehr konnte. Keiner konnte das verstehen. Ich hatte nie gefeiert, und auf einmal passiert es, da bin ich Invalide. Da wurde ja alles mit der Hand gemacht. Später wurden dann Abraumhammer eingeführt, und heute geht ja alles maschinell. Ich würde mich heute unten gar nicht mehr zurechtfinden.

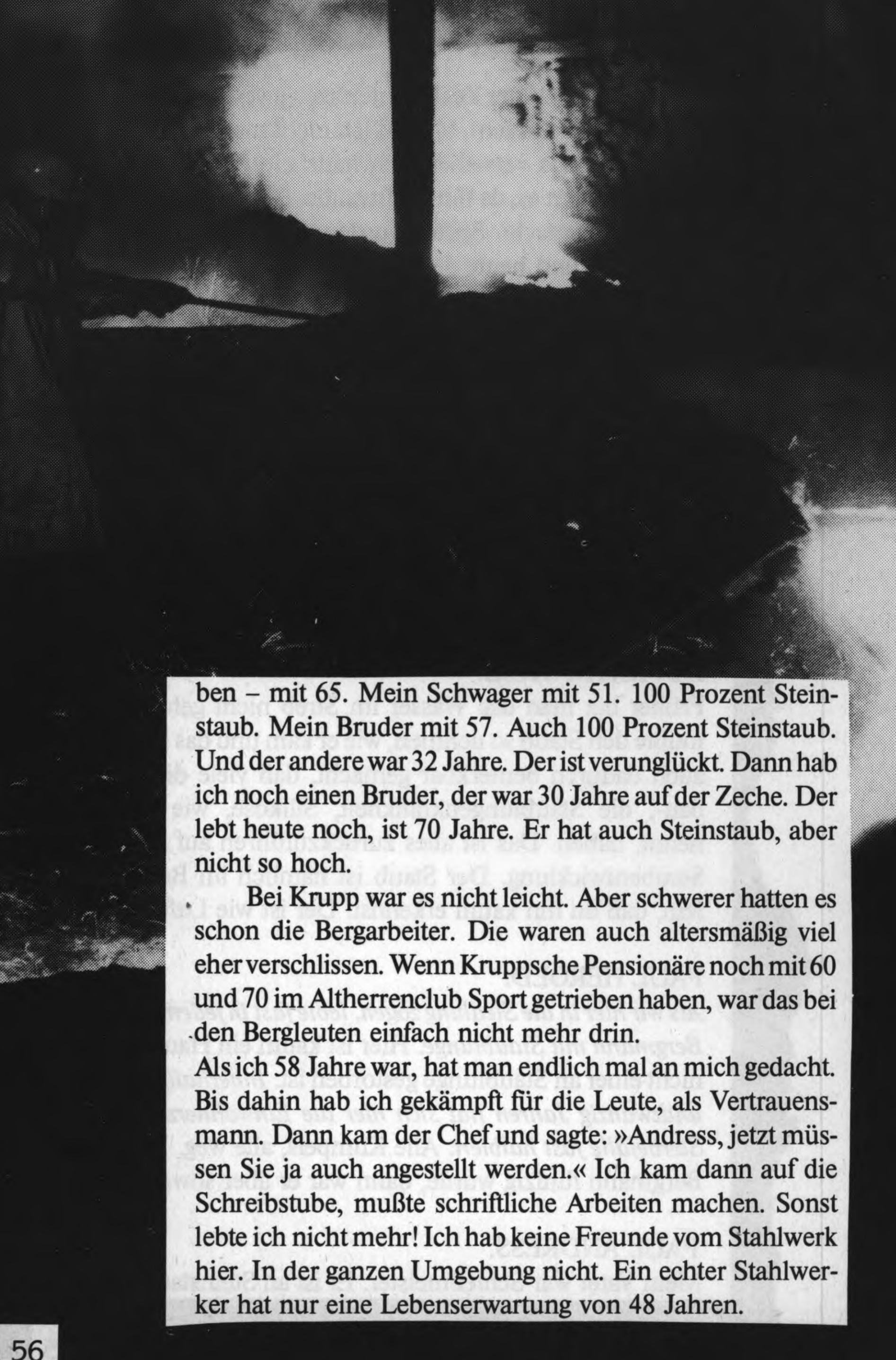
Da haben sie mich dauernd arbeitsunfähig geschrieben. Was sollte ich machen? Aber ich konnte auch nicht mehr! Die erste Zeit lag ich platt. Mich haben sie auf Herz untersucht. Ich war 49.

Wenn man unten vor Ort arbeitet, oder wenn man abschießt oder bohrt; das gibt auch Staub. Und was da reinkommt, Asche oder sowas, das staubt auch. Daß ich vielleicht Staublunge hatte? Mich haben sie immer auf Herz untersucht.

JAN KRYNIWICKI:
Früher hat man das Wasser im Streb nicht gehabt. Man mußte den Staub so nehmen, wie er kam und das hat sich ja auch dadurch bemerkbar gemacht, daß viele diese Bergbau-, die Staublungenkrankheit, Silikose, wie man sie nennt, haben. Das ist alles zurückzuführen auf die große Staubentwicklung. Der Staub ist nämlich im Bergbau so fein, daß du ihn kaum erkennst. Der ist wie Luft.

PAUL HEROLD:
Als wir hier in die Siedlung zogen, lebte fast in jedem Haus ein Bergmann mit Staublunge. Hier ist kaum ein Haus, in dem nicht einer an Staublunge gestorben ist. *Innerhalb von fünfundzwanzig Jahren hat sich hier die Einwohnerzahl durch Sterbefälle fast halbiert.* Alle Kumpels, alle weg. Wenn ein Bergmann fünfzig wurde, dann war er aber soweit.

PAUL ANDRESS:
Mein Vater war Schießmeister. Er ist an Steinstaub gestor-



ben – mit 65. Mein Schwager mit 51. 100 Prozent Steinstaub. Mein Bruder mit 57. Auch 100 Prozent Steinstaub. Und der andere war 32 Jahre. Der ist verunglückt. Dann hab ich noch einen Bruder, der war 30 Jahre auf der Zeche. Der lebt heute noch, ist 70 Jahre. Er hat auch Steinstaub, aber nicht so hoch.

Bei Krupp war es nicht leicht. Aber schwerer hatten es schon die Bergarbeiter. Die waren auch altersmäßig viel eher verschlissen. Wenn Kruppsche Pensionäre noch mit 60 und 70 im Altherrenclub Sport getrieben haben, war das bei den Bergleuten einfach nicht mehr drin.

Als ich 58 Jahre war, hat man endlich mal an mich gedacht. Bis dahin hab ich gekämpft für die Leute, als Vertrauensmann. Dann kam der Chef und sagte: »Andress, jetzt müssen Sie ja auch angestellt werden.« Ich kam dann auf die Schreibstube, mußte schriftliche Arbeiten machen. Sonst lebte ich nicht mehr! Ich hab keine Freunde vom Stahlwerk hier. In der ganzen Umgebung nicht. Ein echter Stahlwerker hat nur eine Lebenserwartung von 48 Jahren.

Die Arbeit der Frauen und Mädchen

Erst wenn der Mann im Ruhrgebiet einen Arbeitsplatz gefunden hatte, wurde das Mädchen aus Ostpreußen nachgeholt. Auch sie nahm in der Regel gleich eine Stelle an: Sie »ging in Stellung«, mußte »sich verdingen«.

FRANZ REHBERG:
Dann habe ich meinem Mädchen geschrieben, daß sie kommen soll. Sie ging in Stellung – ins Monopol-Hotel.

Im Ersten Weltkrieg mußten die Frauen, während der Mann im Krieg war, die Arbeitsplätze ihrer Männer einnehmen, um die Familie zu ernähren und die Arbeitsstelle ihrer Männer zu sichern. Die Arbeit war schwer und erforderte großen körperlichen Einsatz.

ELISABETH VALTIX:
Auf der Hütte. Da war son Ofen und so dicke Stangen. Und wir mußten die rein in den Ofen schieben und dann glühend wieder raus und schneiden. Das spritzte! Die Stangen kamen dann auf den großen Haufen in die Züge.

In den Proletarierfamilien, die in der ersten Generation im Ruhrgebiet waren, war es eine Selbstverständlichkeit, daß auch Frauen mit vielen Kindern außerhalb des Hauses arbeiteten, weil der

Lohn, den der Mann nach Hause brachte, die meist große Familie nicht ernährte. Ihre Tätigkeit bestand vor allem im Putzen und Waschen. Die kleineren Kinder wurden von den größeren Mädchen versorgt. Sie mußten sich auch um die Wohnung kümmern und das Essen kochen.

PAUL ANDRESS:
Meine Mutter, die ging nur arbeiten. Die war überhaupt nie zu Hause. Sie ging in die Bierhalle waschen, den andern Tag woanders.

JOHANN GROHNKE:
Die Mutter mußte arbeiten. Die kleinen Kinder waren dann auf die Hilfe der größeren Geschwister angewiesen. Meistens machten auch die größeren Geschwister ihre Arbeit. Wenn's Mädchen waren, die mußten schrubben, putzen, Essen kochen. Das mußten ja alles Kinder machen.

»Die Mädchen mußten noch mehr arbeiten als die Jungen.« Sie hatten keinerlei Chance, einen Beruf zu erlernen, sondern übernahmen lediglich Hilfsdienste in Haushalt, Bierhalle und als Kindermädchen.

PAUL ANDRESS:
Die Mädchen gingen mit vierzehn Jahren in Stellung. Meine älteste Schwester war zum Beispiel zuerst in der Kruppschen Bierhalle – vorgebaut vor die Kolonie – als Kindermädchen. Der Wirt hatte vier Kinder. Mit 16 oder 17 kam sie ans Büffet.

Früher gab's keine andere Mädchenarbeit. Da mußten die Mädchen zu den etwas reicheren Leuten als Hausmädchen gehen. Sie haben sich da verdingt für fünf oder sechs Mark im Monat.

Privilegien, wie sie Jungen manchmal zufielen, z.B. ein Instrument zu erlernen, waren für

Mädchen aus Proletarierfamilien von vornherein ausgeschlossen.

PAUL ANDRESS:
Wenn ein Vater selbst Musiker ist und er hat erst vier Mädchen und jetzt kommt der fünfte und ist ein Sohn, was sagt der Vater dann: »Der wird Musiker.« Und so war das. *Die Mädchen hatten gar keine Zeit, um Musik zu machen. Die Mädchen mußten noch mehr arbeiten als die Jungen.* Sie mußten mit für den Unterhalt der Familie sorgen. Meine Schwester ging mit 14 Jahren in die Bierhalle. Da kriegte sie Essen, da schlief sie. Drei, vier Mädchen hatte jede große Wirtschaft.

In der zweiten Generation konzentrierte sich die Arbeit der Frauen in der Regel auf den eigenen Haushalt und auf die Versorgung der Kinder. Außerdem waren Garten und Tierhaltung größtenteils Sache der Frauen. Viel Zeit verbrachten sie damit, ihren Männern täglich eine warme Mahlzeit zur Arbeitsstelle zu bringen.

PAUL HEROLD:
Wir hatten einen halben Morgen Land hinterm Haus. Das hat meine Frau alles mit der Grabschüppe umgegraben. Ich hab dann gepflanzt.

STEFAN LICHTRAUTER:
Die Mutter hat das Vieh versorgt. Der Schweinekessel wurde in der Küche auf dem Ofen gekocht: Kartoffelschalen, Rüben. Das war ein Geruch wie bei den alten Bauern.

ELISABETH VALTIX:
Den Garten haben immer die Frauen gemacht, mit dem Mann zusammen. Mein Mann ging graben und hat Roggen gesät. Wenn der Roggen hoch genug stand, sind wir mähen gegangen. Ich mußte immer binden, mein Mann hat

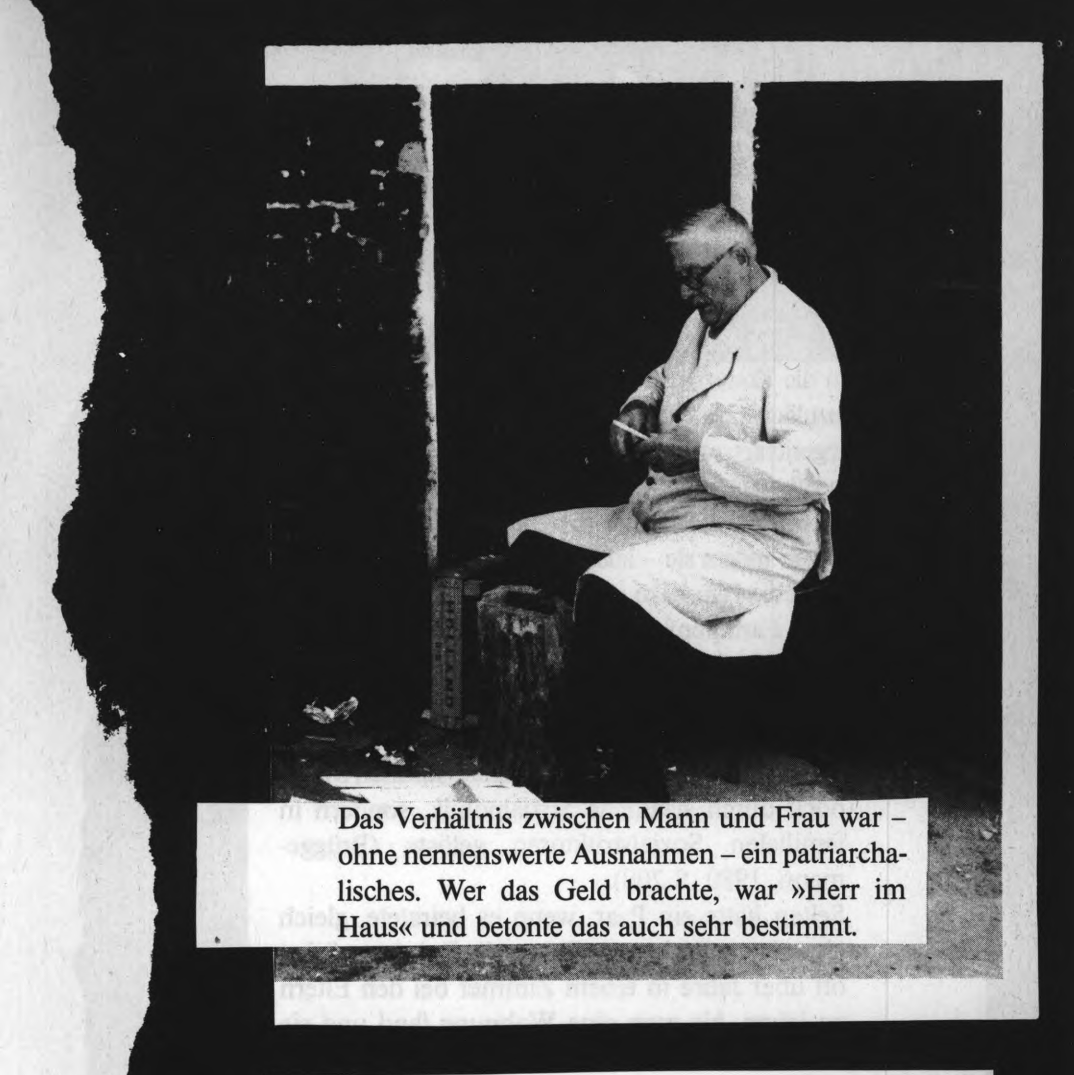


gemäht. Und dann sind wir dreschen gegangen.

MARIA REHBERG:
Ich bin jeden Tag mit dem Henkelmann losgegangen, jeden Tag, ob's regnete oder schneite. Und später kam mein Schwager auch hier nach Oberhausen. Das war son Bengelchen von zwanzig Jahren. Der hat beim Unternehmer gearbeitet, am Liricher Friedhof. 12 Stunden mußte er arbeiten. Und da hab ich zuerst meinem Mann einen Henkelmann gebracht und dann ging ich am Kanal entlang und brachte dem Schwager auch einen. Damals war der Kleinste ungefähr 1 ½ Jahre alt. Den legte ich in der Zeit ins Bett. Der schlief dann. Der Älteste war damals schon sieben Jahre. Und dann ging ich und war so zwei Stunden unterwegs. Das hat uns jung gehalten, das Laufen. Wenn ich dann nach Hause kam, fing der Kleine an zu schreien und zu zittern.

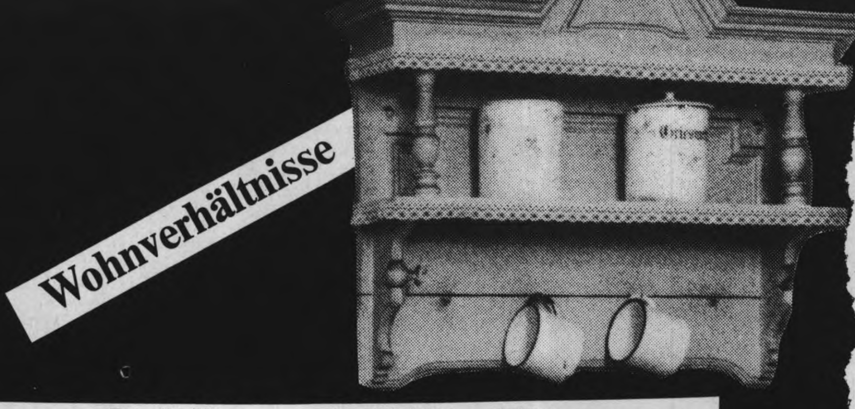
FRAU ANDRESS:
Mein Mann hatte eine Woche Frühschicht und eine Woche Nachtschicht. Wenn er Frühschicht hatte, hab ich ihm von Afterlagen bis hier an die alte Rheinbrücke das Essen gebracht. Dann hat er draußen gegessen und ich ging dann wieder zu Fuß zurück. Für jeden Weg brauchte ich 40 Minuten. Das war immer um 12 Uhr mittags. Wenn er Nachtschicht hatte, nahm er das Essen mit, im Henkelmann. Mit sagte damals: »Mit dem Henkelmann, da fängt der Krupp in Essen an.«

Es wird deutlich: die Frauen arbeiteten durch ihre Doppelt- und Dreifachbelastung vielfach unter noch härteren Bedingungen als die Männer, vor allem, wenn man zusätzlich die zahlreichen Schwangerschaften berücksichtigt.
Aber: Ihre Belastung stand in krassem Mißverhältnis zur Anerkennung ihrer Leistung.



Das Verhältnis zwischen Mann und Frau war – ohne nennenswerte Ausnahmen – ein patriarchalisches. Wer das Geld brachte, war »Herr im Haus« und betonte das auch sehr bestimmt.

FRANZ REHBERG:
Hier bin ich Herr im Haus. Ich lehn meiner Frau nichts ab. Wenn sie was haben will, sag ich: »Mutter, das kriegst du.« *Aber ich muß von jedem Pfennig wissen. Ich hab sie immer verdient, auch jetzt die Rente ist ja meine Rente.* Ich geb der Mutter die ganze Rente, aber die Mutter darf nicht machen, was sie will.



Da die Kommunen im Hinblick auf Wohnungen nur unzulänglich auf den starken Zustrom der Zuwanderer eingerichtet waren (sog. Ledigenheime waren knapp und obendrein unbeliebt), quartierten die Junggesellen sich privat ein: in möblierten Zimmern oder als »Kostgänger, indem sie – auch was die Ernährung betraf – voll in die Haushalte aufgenommen wurden.

»Die Familienform, die sich dadurch herausbildete, läßt sich am besten als 'halboffene Familienstruktur' beschreiben, und der größte Teil der Probleme, die sich aus der Zuwanderung ergaben, wurde weder über den kapitalistischen Markt noch durch staatliche Sozialpolitik, sondern in familialen Sozialstrukturen gelöst« (Brüggemann, 1980, S. 200).

Selten hatte ein Paar, wenn es heiratete, gleich eine eigene Wohnung. Es war die Regel, zunächst oft über Jahre in einem Zimmer bei den Eltern zu leben, bis man eine Wohnung fand und sie sich leisten konnte.

ELISABETH VALTIX:
Ich habe, als ich heiratete, bei meinen Eltern auf einem Zimmer gewohnt – neun Jahre – mit drei Kindern. Als ich da ausgezogen bin, habe ich das meiner Mutter zuliebe getan, weil die doch auch keinen Platz hatte. Da bin ich auf den Speicher gezogen, habe da ein schönes Zimmer gekriegt. Aber frag mich nicht, wie kalt es da war.

FRAU ANDRESS:
Als wir heirateten, haben wir fünf Jahre auf einem Zimmer gewohnt, bei meinen Eltern in Afterlagen, Zeche Diergart. Mein Vater war ja Bergmann.

JAN KRYNIWICKI:
Mittlerweile hat mein zweiter Bruder geheiratet, da waren wir nur noch mit zwei, nicht wahr, da ging das schon, es wurden ja immer weniger. 1930 habe ich geheiratet. Dann wohnte ich noch bei meinen Eltern, auch auf der Berliner Straße.

Die Wohnverhältnisse für Arbeiter, die nicht in Werkswohnungen lebten, waren meist ärmlich und beengt.

PAUL HEROLD:
Die Wohnungsnot war damals viel schlimmer als heute. Die Leute hatten alle viele Kinder. Die fingen gar nicht an unter sechs.

FRANZ REHBERG:
Früher war es ja nicht so, daß die Leute alle vier oder fünf Zimmer hatten, wenn sie heirateten. Da waren sie froh, wenn sie zwei Zimmer kriegen konnten. Man konnte das auch nicht bezahlen, die hohen Mieten.

PAUL ANDRESS:
Wir hatten vier Räume und waren mit 11 Personen. Ich hatte erst vier Schwestern. Eine war von 93, eine von 95, eine von 97, eine von 99 und dann war eine von 1, die ist aber jung gestorben, die habe ich nicht gekannt. Und dann kam ich 3 und die andern 5, 7, 10, 12. Jedes zweite Jahr ein Kind. Da war Armut. Der Vater war auch Arbeiter. Wir wohnten auf 60 qm. Die Wohnung hatte unten zwei Zimmer und oben zwei Zimmer.

Man konnte es sich nicht leisten, wählerisch zu sein, da man froh sein mußte, wenn man überhaupt eine Wohnung hatte. Mieter wagten oft nicht, auf notwendigen Reparaturen gegenüber dem Vermieter zu bestehen.

PAUL HEROLD:

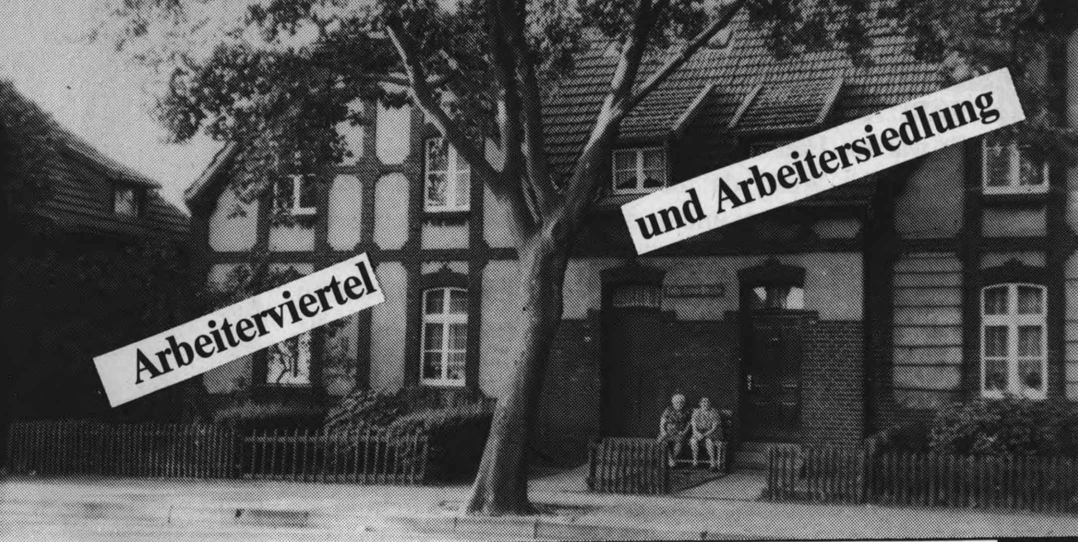
In Oberhausen wohnten wir im Priesterhof in einem Mehrfamilienhaus, 2½geschossig. Da wohnten fünf Familien und der Hauswirt mit seinen Kindern.

Drei Zimmer hatten wir insgesamt: eine Wohnküche, ein Schlafzimmer für die Mutter und die Schwestern und die Dachkammer für uns Jungens.

Der Hauswirt ließ an der Wohnung nichts machen. Mein Bruder und ich hatten eine Kammer unter dem Dach und wenn wir morgens wach wurden, dann war oft das ganze Bett voll Schnee, weil es durch die Ritzen schneite. Nichts wurde repariert. Meine Mutter hatte aber auch nicht den Mut, sich dagegen aufzulehnen.

»Einen kommunalen Wohnungsbau gab es nicht, und selbst die Bereitschaft, Genossenschaften durch Übernahme von Bürgschaften zu unterstützen, stellte sich trotz des Drängens der Landesversicherungsanstalten nur in Ausnahmefällen ein. Die Gemeinderäte vertraten die Interessen der Haus- und Grundbesitzer und versuchten, kommunale Eingriffe abzublocken. ... die hier bestehende Lücke mußte vom Werkswohnungsbau gefüllt werden ...« (Brüggemann, 1980, S. 199).

Die *Werkswohnungen* boten gegenüber den Wohnungen, die man bei Privatleuten mietete, vielfache Vorteile. Sie hatten meist vier Räume (Wohnküche, Wohnzimmer und zwei Schlafzimmer), einen eigenen Eingang zu ebener Erde, Kellerräume, einen Stall und vor allem einen Zier- und Nutzgarten. Die Miete betrug 1922 zwischen 9 und 11 Mark.



Arbeiterviertel und -siedlungen trugen und tragen heute noch charakteristische Handschriften. Gemeinsam ist beiden die Schichthomogenität, innerhalb derer sich dichte nachbarschaftliche Kontakte und Aktivitäten bilden können. Im Priesterhof resultierte daraus eine politische Haltung, in der der Widerstand gegen die Obrigkeit auch *sichtbaren Ausdruck* fand.

PAUL HEROLD:
Meine Eltern haben in Oberhausen am Priesterhof gewohnt. Das war eine berüchtigte Ecke. Da machten alle einen großen Bogen drum. Da stehen doch heute noch die Parolen an der Wand. »Priesterhof ist eine feste Burg. Hier kommt nie ein Nazi durch.« Und: »Raus mit den SS- und SA-Strolchen aus den Arbeitervierteln.« So große Buchstaben haben wir gemalt – nachts. Heringsbrühe mit Kalk – kriegt niemand mehr weg. Da gab's doch damals noch die großen Fässer mit Heringen. Wir haben Kalk gerührt, Heringsbrühe reingeschüttet und das kriegte keiner mehr von den Häusern. Da müßte man höchstens den Putz abschlagen.

Karl Andress schildert die Krupp-Siedlung als ein autonomes Wohn- und Konsumsystem.

KARL ANDRESS:
Es war so: Hier lag die Kruppsche Siedlung, da lag das Kruppsche Werk, da die Kruppsche Bierhalle, da der Kruppsche Konsum und da die Kruppsche Sparkasse. Das war ein Kreislauf. Alles schön nah beieinander. Man kaufte im Kruppschen Konsum nur mit Kruppschen Ausweisen. Sehr preiswert. Ein Beispiel: In der Kruppschen Bierhalle, da kriegte man damals ein Glas Bier 7/20 für 20 Pfennig. In den andern Wirtschaften 5/20 für 20 Pfennig. Dagegen hat sich die Allgemeine Wirtschaftsvereinigung aufgelehnt und daraufhin mußte der Krupp seine Gläser auf 6/20 herabsetzen. In der ersten Zeit kam kein anderer herein in die Wirtschaft. Es wurde schon mal kontrolliert, Stichproben gemacht. Aber später ging doch keiner mehr in eine andere Wirtschaft. Kruppsche Schmelzerkehlen mußten mit Kruppschem Bier gelöscht werden. Man sagte: Ein Schmelzer, der nicht säuft, bei dem die Charge nicht läuft.

Damals wohnten alle zusammen in der Siedlung: Arbeiter, Angestellte und Beamte. Die Beamten hatten größere Wohnungen, 5 und 6 Zimmer. Die Arbeiter 4 Zimmer.

Wohnqualität im Viertel wurde von den Bewohnern nicht nach ästhetischen Kategorien bestimmt, sondern von den Gebrauchswerten her – unter Benutzungsgesichtspunkten.
»Wir wohnten da alle so untereinander.« Das schien das Wichtigste zu sein: Wohnungen als Gehäuse von Menschen, die etwas miteinander zu tun haben. Diese Wertung spricht allen kunsthistorischen Kategorien Hohn, die kommunikative Aspekte aus der Ästhetik isolieren. Stuckornamente waren offensichtlich sekundäre Zugaben, viel wichtiger dagegen Räume, in denen sich Nachbarschaft abspielen konnte.

PAUL HEROLD:
Die Häuserfassaden in Priestershof waren schwarz von der Luft, aber das hat uns nicht gestört. Die Fassaden haben uns weniger interessiert, auch die Stuckornamente nicht. Wir wohnten da alle so untereinander.

Die Wohnqualität im Viertel hing wesentlich damit zusammen, daß man es selbst mitgestalten und sich durch eigenes Bauen darin einrichten konnte.
Die Freiraumgestaltung in der Siedlung war zwar zum Teil vorgeschrieben, aber die Bewohner hatten innerhalb dessen soviel Freiraum, daß sie fast alles selber machten – mit eigener Phantasie und eigenen Fertigkeiten. Fast jeder hatte seine selbst gebaute Laube im Garten und bastelte Spalierzäune um die Vorgärten herum.



schneiden, dann hast du dir so ein Bund Spalierlatten geholt und den Zaun fertig gemacht.
Die Zäune waren alle egal hoch. Gestrichen waren sie glaube ich, nicht.



WILLI WITTKE:
Früher waren hier im Vorgarten Spaliergartenzäune. Dachlatten mit Spalierlatten. Das war schön. Die mußtest du selbst fertigmachen. Auf der Hüttenstraße auf Stemmersberg war ein Lager, da war das ganze Holz gelagert. Wenn man etwas brauchte, hat der Verwalter einen Schein geschrieben, dann hast du dir so ein Bund Spalierlatten geholt und den Zaun fertig gemacht.

Die Zäune waren alle egal hoch. Gestrichen waren sie, glaube ich, nicht.

Erst 1925, 26, 27 sind die Zäune durch die Hecken ersetzt worden. Das Holz war zu teuer. Die Hecken haben Gärtner gepflanzt.

Die Hecken hinterm Stall waren immer schon da. Und zwar waren das Weißdornhecken. Die gibt es auch jetzt noch teilweise.

In der Mitte des Stalls war eine Aschenkuhle. Da konnten die Leute alles reinschmeißen. Und wenn sie voll war, wurde sie von der Zeche geleert.

Damals hatte auch fast jeder eine Laube aus Latten. Wir hatten eine ganz hohe Laube. Die Höhe war nicht vorgeschrieben. Vorschrift kam erst für Hühnerställe undsoweiter. Die Leute hatten alle gute Ställe. Da konntest du aber mal gucken! Nicht mit Aufsicht von oben.

Die Lauben waren seitlich offen – mit einem Dach drauf.

Über dem Eingang waren meistens zwei Hämmer angebracht, das Bergmannszeichen.

Das Sich-Einrichten ging soweit, daß man Bestehendes – wenn nötig durch Tricks – veränderte, wenn es den eigenen Bedürfnissen widersprach.

STEFAN LICHTRAUTER:

Um die Vorgärten waren früher Hecken gepflanzt. Dornenhecken. Sie waren so hoch, daß man von der Straße aus nicht in den Garten gucken konnte. Erst wenn man durchs Tor ging, konnte man etwas sehen. Die Zeche hat das so anlegen lassen und man durfte das nicht verändern. Wir sind dann später hingegangen und haben die Hecken der Reihe nach kaputt gemacht. Als man das merkte, hat man stattdessen Jägerzäune angebracht, aber hohe.

Um die Hecken wegzukriegen, haben wir alles Mögliche angestellt. Wir haben unten am Stock herumgeschnippelt. Auf einmal war so ein Busch raus. Und wenn der eine Busch raus war und der andere Busch raus war, hat man auf der Zeche gesagt: »Das sieht nicht mehr aus.« Und

wir haben dann noch gemeint: »Hier wächst nichts, weil die Hecke da ist. Die können wir nicht gebrauchen.« Dann haben wir die Mittelhecke weggemacht, dann hatten wir schon wieder etwas mehr Garten. Und auf einmal war alles weg. *Wir wollten ja frei gucken können, so daß wir die ganze Straße überblicken konnten.*

Die psychologische Funktion von Architekturelementen, z.B. der Schutzcharakter einer Mauer, die es möglich macht, daß sich dort eine Fülle an Kommunkation abspielt, wird von den Bewohnern sehr hoch bewertet.

PAUL ANDRESS:
Der Stall war eine Mauer, eine Schutzmauer. Auf dem Hof ließ es sich wunderbar sitzen. Da wurde Musik gemacht und dann kamen alle auf den Hof. Nach Feierabend ging das los, so um sieben, acht Uhr. Nicht lange. Nur bis neun Uhr. Die Leute gingen früh ins Bett. Die waren alle überarbeitet. Erst auf dem Werk arbeiten und dann hatte jeder noch ein Stück Feld. Alles mußte versorgt werden.

Wohnviertel bedeutete auch: Fixpunkte und bestimmte Ereignisse, die sich wiederholten.

STEFAN LICHTRAUTER:
Jeden Sonntag Morgen um zehn Uhr kam die Bergmannskapelle auf den Platz, wo jetzt die Anlage ist. Früher standen dort nur Ahornbäume. Die Kumpels kamen dann alle da zusammen und der Generaldirektor, der ein Stück weiter wohnte, hat sich mit seiner Pfeife dazugestellt und mit den Kumpels gequasselt.

Straße und Verkehrsmittel

FRANZ REHBERG:
Auf der Straße war Loch an Loch. Früher. Der Rinnstein lief direkt hier am Haus entlang. Da haben sie Blech gelegt, damit wir darüber treten konnten. Wenn es geregnet hatte, blieben die Räder von den Wagen bis zu den Achsen im Sand stecken. Die kamen dann gar nicht weiter. 51 ist die Straße erst asphaltiert worden. Straßenlaternen hatten wir immer schon: Gaslaternen.

1922 fuhren Pferdewagen, nur Pferdewagen. Da kamen jeden Morgen der Gemüsewagen und Kohlewagen hier durchgefahren. Auch der Milchmann kam mit seinem Pferd.

Familien, die an großen Straßen wohnten, sahen in den Fuhrwerken offensichtlich eine ähnliche Gefahr für kleine Kinder wie sie heute der Autoverkehr bedeutet. Frau Valtix wohnte früher auf der Vestischen Straße, einer sehr breiten Straße mit zahlreichen Geschäften und Handwerksbetrieben.

ELISABETH VALTIX:
Wir sind hier in die Siedlung gezogen, weil der Vater sagte: »Die Blagen kommen an der großen Straße noch unters Fuhrwerk.«

Das *Zufußgehen* auch über weite Strecken zum Arbeitsplatz, zur Stadt, zum Tanzen in die Nachbarstadt war eine Selbstverständlichkeit.



ANTON STOIKE:
Als ich noch in Oberhausen wohnte, sind wir nach Sterkrade immer zu Fuß gegangen (ca. 15 km). Auch zur Arbeit bin ich von der Tannenbergstraße zur Zeche Concordia zu Fuß gegangen.

PAUL ANDRESS:
Ich mußte alle vierzehn Tage, wenn Löhnung war, Schnaps holen. Mein Vater gab mir zwei Mark. Dafür mußte ich zwei Liter holen. Für eine Fahrt kriegte ich Geld. Da fuhr ich mit der Fähre. Hinfahrt oder Rückfahrt, das konnte ich mir aussuchen. Den andern Weg mußte ich durch Hochfeld über die Brücke laufen.

ANTON STOIKE:
Wer weiter weg wohnte, der mußte mit der Straßenbahn oder mit der Eisenbahn fahren. Ein Fahrrad hab ich auch gehabt, vor dem Ersten Weltkrieg schon. Ich hab das aus Vergnügen gehabt. Wenn man mal raus wollte, dann ging das mit dem Fahrrad. Was hat das gekostet? Hundertachtzig. Wer ein Fahrrad haben wollte, der mußte auch gut zahlen.



Nicht jeder konnte sich ein Fahrrad leisten so wie Anton Stoike. Es war teuer: 150-180 Mark. Den meisten halfen nur Fertigkeit und Geschick trotzdem zu einem Rad zu kommen, indem man es sich aus vielen Einzelteilen, die man hier und da organisiert hatte, selbst zusammenbaute: ein eigenes Produkt.

PAUL HEROLD:
Ein Fahrrad war damals genauso teuer wie heute. Es kostete damals schon 150 Mark. Das hatte doch keiner. Aber ich habe mir selbst eins gebaut. Allen Schrott haben wir zusammengesucht. Das war ungefähr 1923.

Die Wohnung

Die Wohnküche war der zentrale Lebensraum der Arbeiter. Sie war bescheiden eingerichtet, meist nur mit dem Notwendigsten ausgestattet.

FRANZ REHBERG:
Hier unten, das war Wohnzimmer und Küche in eins. Wenn wir jetzt noch ein Wohnzimmer hätten und da eine Küche, wir hielten uns doch die meiste Zeit in der Küche auf. *Zwei Zimmer heizen im Winter, das kostet viel Brennmaterial.*

FRANZ LICHTRAUTER:
Hier unten war die Wohnküche. Da haben wir uns immer aufgehalten. Hier war ein Waschbecken, da stand der Ofen. Dann gab's eine Holzbank. Später hatten wir stattdessen ein Ledersofa. Das war etwa 1928, als ich anfing zu verdienen. 80 oder 90 Mark hat es gekostet. Das war aber doch schon ein ziemlicher Luxus. Die meisten hatten zu der Zeit noch Holzbänke. Die Wohnküche war ganz primitiv eingerichtet. Auch die Schränke waren primitiv gearbeitet.

Wir hatten einen großen Tisch mit gedrehten Beinen. Für 300 Mark hatten wir damals eine komplette Einrichtung der Wohnküche mit Herd und allem.

PAUL HEROLD:
In der Küche gab es eine Wasserbank: das war ein Brett mit zwei Seitenbrettern und vorne einer Gardine. Dahinter standen die Pötte. Und eine Wasserkanne. Wasser hatten wir ja nicht in der Küche. Wasser gab es auf dem Flur. Drei Parteien hatten einen gemeinsamen Wasseranschluß. Außerdem stand in der Küche ein Herd, ein Tisch und zwei, drei Stühle und ein Schrank.

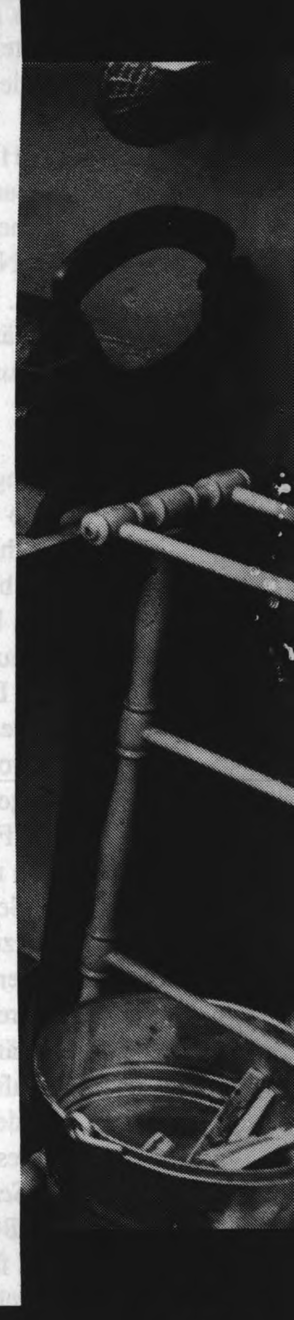
JAN KRYNIWICKI:
Das große Zimmer, das hatten wir eingerichtet, mit meinen Eltern zusammen, als Küche, als Wohnraum. Das war unser Tagesraum. Da stand eine ganz normale Küche, die wir zusammen finanziert haben. Die Möbel, die waren stabil.

Die Hauptsache waren viele Stühle, ein kräftiger Tisch, von großem Format, nicht daß der umkippte, wie das manchmal heute so ist. Und dann ein großer Küchenschrank und vielleicht, wenn es ganz gut ging, ein drehbares Grammophon.

Hatte die Wohnung ein zusätzliches Wohnzimmer, so ging das in der Regel zu Lasten der grossen Wohnküche. Der zentrale Wohnraum wurde aufgesplittet in ein kleines Wohnzimmer, in dem man nur noch sitzen, und in eine kleine Küche, in der man sich kaum noch drehen konnte. Ein entscheidender Wohnwert der Proletarierwohnung fehlte.

PAUL ANDRESS:
Und was die Wohnungen anbetrifft: Bei uns in der Küche waren drei Türen, da konnten Sie keinen Schrank hinstellen. Da paßte höchstens einer von einem Meter hin. Ein Sofa zu stellen war fast gar nicht möglich. Ein Ledersofa hatten wir in der letzten Zeit. Da war aber die Küche so klein, daß jeder den andern umlief. Die war nur 3,50 mal 3 Meter. Und das Wohnzimmer war nicht viel größer. Da waren auch zwei Türen drin; denn man konnte auch vom Flur ins Wohnzimmer. Wir hatten unter dem Fenster eine Bank stehen und davor einen Ausziehtisch.

Das Wichtigste in der Wohnküche war ein »kräftiger Tisch« mit vielen Stühlen. Die Küche als Treffpunkt – nicht reduziert aufs Kochen und Essen, sondern Lebensraum, in dem sich immer



vieles gleichzeitig abwickelte, in dem die Kinder spielten und wo man auch, besonders im Winter, mit den Nachbarn zusammensaß.

STEFAN LICHTRAUTER:
Im Winter haben die Leute sich in der Wohnung getroffen. Entweder kamen sie hierher zum Skatspielen oder wir gingen zu den Nachbarn... Dann sind auch wir Kinder mit rübergegangen. Die Frauen haben in der Zeit gestrickt und geflickt. Die Männer hatten zum Kartenspielen extra einen kleinen Tisch und die Frauen und Kinder saßen an dem andern Tisch.

In ungleich weitergehendem und intensiverem Maße lebten die Menschen *zusammen*, sowohl innerhalb der Familie als auch innerhalb der Nachbarschaft.
Auch beim Schlafen war sich die Familie näher als heute. Keiner hatte ein Anrecht auf ein eigenes Bett. Das Sich-Abgrenzen des Individuums in intimen Situationen, wie dem Schlafen, war weder von den Verhältnissen her möglich (Platzmangel) noch offensichtlich ein Bedürfnis.
Kein Familienmitglied hatte ein eigenes Zimmer. Dazu reichte der Platz nicht aus.
Die Schlafräume wurden auch tagsüber nicht als Rückzugsorte fürs Alleinsein benutzt. Das wäre immerhin denkbar gewesen, obwohl von den äußeren Bedingungen her vieles dagegen sprach: die kärgliche Ausstattung, die meist nur aus den Schlafstätten selbst bestand, sowie die Tatsache, daß der Platz für individuelle, ganz persönliche Interessen einfach nicht vorhanden war.
Die *Schlafzimmer* waren meist so klein, daß außer den Betten höchstens noch ein Kleiderschrank Platz fand, aber auch das nicht immer. Ein Bett für sich allein war eine Seltenheit. Meist schliefen

mehrere Geschwister zusammen und die Eltern hatten das Jüngste bei sich.

PAUL ANDRESS:
Oben lagen ein kleines und ein großes Zimmer, allerdings schräg. Die Mädels schliefen auf dem großen Zimmer und da legte mein Vater viel Wert darauf, daß ich mit ihm in einem Zimmer schlief. Das Zimmer war 2½ m breit und 4 m lang. Vater und Mutter schliefen mit dem Kopf zur einen Seite und ich zur anderen. Die Betten standen dicht zusammen. Einen Schrank haben wir nicht drin gehabt. Zwei Stühle und weiter nichts. In der Ecke hatte der Vater einen Verschlag gemacht, das war unser Kleiderschrank.

Einen richtigen Schrank hatten wir in dem großen Zimmer stehen, der paßte da gerade noch herein. Da standen drei Betten drin.

PAUL HEROLD:
In unsererm Jungenschlafzimmer gab es nur ein Bett, sonst gar nichts. Und ein Korb stand in der Ecke, wo die schmutzige Wäsche reinkam. In Mutters Schlafzimmer stand eine Kommode und da war die saubere Wäsche drin.

STEFAN LICHTRAUTER:
Die Eltern haben unten geschlafen, die Mädchen oben im Hinterzimmer und die Jungen im Vorderzimmer. Wir hatten zwei Mädchen und zwei Jungen, nachdem mein Bruder gestorben war. Wir haben auf Strohsäcken geschlafen. jeden Monat wurde neues Stroh reingetan. Dann kam der Strohhändler hier vorbei und hat neues Stroh gebracht. Die Säcke wurden aufgefüllt und das alte bekamen die Schweine. Stroh war damals nicht teuer. Für fünfzig Pfennig hat man den ganzen Winter Stroh gehabt. Weiße Überzüge hatten wir nicht. Es gab nur bunte oder gar nichts drauf, je nachdem wie die Finanzen lagen. Wir hatten alles in Blau-Weiß oder Rot-Weiß-kariert, aber erst 1927, als ich anfing zu arbeiten. Davor haben wir nur auf den roten Inlets geschlafen. Für Bezüge war das Geld nicht da.

JAN KRYNIWICKI:

Früher waren die Betten breiter. Die waren bis 1,50 breit. Da schliefen wir zu zweit in einem Bett. Das war kein Problem. Wir lagen auf einem Strohsack. Und ich kann mich entsinnen, daß ich da ganz gut drauf geschlafen hab, das war nämlich schön warm, wenn du da einmal so drin gekuschelt warst. Und dann hat man ja die dicken Federbetten gehabt. Also das Schlafen war kein Problem.

Die *Ausstattung der Räume* war auf Solidität ausgerichtet. Und aufs Selbermachen. Solange die Karbidlampen als Beleuchtunsquelle die Wände schwärzten, waren sie gekälkt. Jedes Jahr wurden sie nachgeweißt. In den meisten Mittelmeerländern findet man diese Gewohnheit noch heute bei vielen Leuten auf dem Lande. Und in zahlreichen Arbeiterfamilien des Ruhrgebiets hat sich diese Tradition fortgesetzt: Die Küche wird einmal im Jahr – meist vor einem der großen Feste (Weihnachten oder Ostern) – tapeziert.

Das Kälken war billig und einfach und schnell selbst zu machen, der Ölsockel wasserabstoßend und unempfindlich. Auch er konnte ohne viel Umstände nachgestrichen werden.
Umstände nachgestrichen werden.

Nur in vereinzelten Fällen wurden Wohnzimmer – falls überhaupt vorhanden – auch in Proletarierfamilien tapeziert. Eine einfache Art, billig und schnell leere, d.h. weiße Wände zu füllen, praktizierte man vor allem im Schlafzimmer: Mit einer Rolle überzog man die gekälkten Wände mit farbigen Ornamenten.

STEFAN LICHTRAUTER:

Die Wände waren gekälkt, weil wir Karbid-Lampen hatten oder Petroleum. 1925 hat man angefangen, hier elektrisches Licht zu legen. Das war was Wunderbares. Vorher waren die

Zimmer durch die Karbidlampen immer schnell schwarz. Dann wurde über die Decken mal wieder drübergekälkt und unten herum ein Ölsockel gemacht, aber das hielt nicht lange an. Der Fußboden war aus Holz. Jeden Samstag wurde er weiß geschrubbt. Erst 1925 wurde er gestrichen.

JAN KRYNIWICKI:
Damals wurde ja alles gestrichen, die Wände und auch die Möbel wurden gestrichen. Man hat ja nicht so wie heute alle 5 Jahre, oder was weiß ich, neue Möbel gekauft. Die Möbel haben früher gehalten: 50, 60 Jahre, das war keine Seltenheit, die mußten halten. Die wurden auch gestrichen.

WILLI WITTKE:
Die Wände in den Eisenheimer Wohnungen waren tapeziert, aber nicht ganz. Unten hatte man einen Ölsockel, und das Stück drüber war tapeziert. Oben im Schlafzimmer waren die Wände gerollt, mit einem Muster. Aber unten das Zimmer, zum Beispiel hier das Wohnzimmer, war schon so um 1910 tapeziert. Nun weiß ich nicht, ob das überall so war, aber bei uns war es so.

Wie wurden die Räume beleuchtet und beheizt?
Jan Kryniwicki erzählt:

JAN KRYNIWICKI:
Wir hatten ja damals Gas auf der Berlinerstraße. Man konnte sich da auch einen Gasofen anschließen, aber das lag uns nicht, wir hatten ja als Bergleute Kohlen genug. Wenn du jetzt auf Kohlen eingestellt warst, mußtest du sehen, wie du deinen Anschluß zum Kamin hinkriegtest. In dem kleinen Vorraum hatte ich einen Ofen, einen Herd, und da mußte ich ein Rohr ganz durch das Zimmer durchziehn bis in den Schornstein rein.

Und dann mußt ich das manchmal auch reinigen, das Rohr. Wir hatten eine Schornsteinfegerbürste und einen langen Draht, der hatte immerhin eine Länge von 5 m, weil

das Zimmer ja über 4 m breit war. Das Rohr wurde ausgefegt, aber manchmal hat das nicht geklappt. Dann ist das Rohr mal runtergefallen und der ganze Ruß kam auf die Erde. Das war ein Theater!

Früher stand der Ofen im kleinen Raum und dann lief das Rohr durch den großen Raum.

Der große Raum wurde gar nicht beheizt: die warme Luft kam durch die Tür. Die Wärme gab's nur vom Herd.

Gefährlich war es ja auch mit dem Gaslicht. Wir hatten da eine Uhr, da mußte man immer einen Groschen reinschmeißen, wenn das Gas abgelaufen war. Und die wurde dann vom Werk aus jeden Monat geleert, die Groschen wurden aus dem Apparat rausgeholt. So lief die Versorgung damit.

Das Gefährliche war nur mit dem Gas, das war ja in so Gasstrümpfchen, die wurden oben an die Lampe gehängt und wenn du den Gashahn losgemacht hast und das Streichholz drangehalten hast, wenn du dann nicht ganz vorsichtig warst, dann hast du jedesmal das Strümpfchen kaputt gemacht. Das ging dann bum, und dann war das Strümpfchen hin. Das kostete immer Geld, vor allen Dingen war es auch gefährlich. Wenn der Gashahn sich mal gelockert hatte, dann konnte es möglichlich sein, daß etwas Gas durchkam und stundenlang hat das dann gedauert, bis man es merkte. Mein Bruder kam mal abends spät nach Hause, nachts. Er steckte den Gashahn an, auf einmal, er hatte Glück, daß er die Tür draußen losgelassen hat, da gab es eine Flamme, da wär die Bude bald weggegangen. Aber da die Tür los war, flog der ganze Schuß da raus.

Bei der *Ausschmückung* der Wohnung fällt auf, daß es fast ausschließlich persönliche Dinge sind, die zum Notwendigsten der Einrichtung hinzukamen: Familienbilder oder Erinnerungen an Verwandte und an Reisen. Der ganz persönliche, konkrete Bezug zu diesen Dingen war das Motiv, mit ihnen die Wohnung zu schmücken – nicht



Repräsentation oder Statusaufwertung wie in zahlreichen sogenannten bürgerlichen Familien.

WILLI WITTKE:
Wir hatten auch Bilder an den Wänden. Über der Tür. Da stand drauf: »Gott segne deinen Eintritt«; oder sowas ähnliches. Dann hatten wir einen Pfeifenstock. Der Vater hat Pfeife geraucht, da stand drauf: »Froh erwache jeden Morgen, rauch dein Pfeifchen ohne Sorgen.« Das vergeß ich auch nicht.

An der Wand hingen ein paar chinesische Schuhe, echte, von China mitgebracht. Mein Onkel hat den Chinafeldzug mitgemacht und den Hottentottenaufstand in Afrika.

STEFAN LICHTRAUTER:
Wir hatten meist Familienbilder an den Wänden. Fotos, aber auch gemalte Bilder. Große Bilder mit Mutter und Vater. Mit Rahmen und Glas. Die eigenen Fotos hingen im Schlafzimmer überm Bett. In der Wohnküche hing nichts. Die war ja nur gekälkt.

Familiäre Verpflichtungen und Zusammenhalt

Wenn der Vater als Ernährer der Familie durch Tod, Krankheit oder Scheidung ausfiel, trat der älteste Sohn an seine Stelle. Die Unzulänglichkeit sozialer Einrichtungen schmiedete die Familie zusammen, machte den einen für den andern verantwortlich – nach genau abgesteckten Regeln. Das Eintreten für den andern in Notfällen innerhalb der Familie war gesetzliche und moralische Verpflichtung.

PAUL HEROLD:
Mein Bruder war damals neunzehn Jahre alt und der Ernährer der Familie. Gearbeitet hat er auf der Gutehoffnungshütte. *Er war moralisch und gesetzlich verpflichtet, die Familie ohne Vater zu ernähren.* Nachdem der Bruder ein halbes Jahr zu Hause war, mußte er schon heiraten. Dann war ich der Haupternährer.

Etwas Ähnliches berichtet Ernst Honak, wenn er erzählt, daß er – ohne zu überlegen – nach dem tödlichen Unfall seines Vaters vom Anstreicher- in den weniger attraktiveren Bergarbeiterberuf überwechselte, um seiner Familie das weitere Wohnen in der Bergarbeitersiedlung zu ermöglichen.

ERNST HONAK:
Ich war in Lüneburg, damals gab es noch die Zeit, da gingen die Handwerker auf die Walz, um andere Eindrücke, andere Arten von Arbeiten zu erlernen. Bekomme dann ein Tele-

gramm, der Vater hat ein schweres Malheur gehabt: »Lieber Ernst, komm zurück.« Leider war's damals so: wenn ein Bergmann Nachwuchs hatte und wenn der nicht in den Bergbau ging, dann wurden die Eltern aus der Wohnung gewiesen in eine Menage, und dafür waren mir meine Eltern zu schade. Da bin ich denn als Fremder in den Pütt.

In den Proletarierfamilien war es zunächst das leibliche Wohl der Kinder, für das Vater und Mutter Sorge trugen: ein Dach über dem Kopf, »anständige« Kleidung und genügend zu essen.

PAUL ANDRESS:
Ich habe meine Familie nie hungern lassen, Ich hatte drei Kinder und die Leute haben immer gesagt: »Guckt mal, Andress' Kinder, wie aus dem Ei gepellt!« Die haben alles gekriegt. Wir gingen in die Stadt und kauften... – zuerst Schuhe. Wir hatten eine Tochter, die war so wild, daß sie jeden Monat ein Paar neue brauchte.

Von klein auf wurden die Kinder zur Mitarbeit aufgefordert. Die viele Arbeit wäre – bei der zeitlichen Auslastung der Eltern – andernfalls gar nicht zu schaffen gewesen. Für die Kinder hatte das doppelwertige Folgen: sie hatten weniger freie Zeit zur Verfügung, als es heute bei den meisten der Fall ist, andererseits aber auch von klein auf einen festen Platz in der Familie, der deshalb so klar definiert war, weil er den Kindern nicht nur Rechte gab, sondern ihnen auch Pflichten abverlangte.
Selbstverständlich wurden sie auch in den Feierabend voll integriert.

KARL ANDRESS:
Wenn mein Vater abends von der Schicht kam – er hat sich auf der Fabrik ja nicht gewaschen –, dann hat er sich erstmal

gewaschen und dann, nicht immer, je nachdem wie er gelaunt war, dann holte er sich die Pulle, nahm sich ein Pinnchen, eins, zwei. Wir saßen zu viert auf dem Sofa. Mir schüttelte er soviel (einen Finger breit) Schnaps ein, meinem Bruder, der jünger war, der kriegte nur ein paar Tropfen. Meine Mutter hat immer gesagt: »Nun laß das doch sein! Meinst du, die sollen so saufen wie du?« Und der hat nicht gesoffen. Er sagte dann: »Hör mal, Mutter. Ich hab für die ganzen Blagen noch keinen Kurschein geholt. Davon werden die Kinder gesund!«

Das Schönste war: Wenn ich mit meinen Freunden draußen gespielt hatte und wir Hunger hatten, dann gingen wir zu Oma Andress. Sie wohnte ja nicht weit weg. Sie hatte in der Küche einen bunten riesigen Keramiktopf stehen, der war vollgefüllt mit Schmalz. Auf der Fensterbank stand eine schräge Brotmaschine und dann hatte meine Oma immer so ein Fünfpfünderschwarzbrot. Und dann kam ich an: »Oma, ich hab Hunger.« – »Wieviel hast du denn noch bei dir? Ich will doch mal zählen, sind es denn noch sechs?« –

Was für mich faszinierend war in all den Jahren, die ich in der Siedlung verbracht habe, war der Zusammenhalt der einzelnen Familien. Wichtig war ja für alle, daß sie erstmal satt wurden und ein Dach über dem Kopf hatten. Aber drüberhinaus – egal in was für eine Familie man kam – *man merkte: die gehören zusammen, und da stand auch einer für den andern gerade.* Nicht, daß man sich im Stich ließ und sagte, mich geht die Sache nichts an, was kümmern mich deine Sorgen oder: »Was schert mich Weib, was schert mich Kind. Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind.« Das hab ich vor allem bei meinen Großeltern festgestellt.

»Nein, es sind zehn.« Ja, gut. Dann römmelte sie für jeden ein paar Schnitten ab, dick Schmalz drauf, so daß man die Zähne drin sah. Dann kriegte jeder aus der alten Emaillekanne, wo dick Prött drin war, eine Tasse Malzkaffee und dann hat sie immer wieder gefragt: »Seid ihr denn auch satt geworden?« Wenn alles satt war, dann hauten wir ab. Brot und Schmalz war immer da.

Und meine andere Großmutter, die in der Zechenkolonie wohnte, die war ja noch doller. Wenn man dahin kam und sagte: »Tag, Oma«, dann hat sie nicht gefragt: »wie geht's deiner Mutter?«, sondern: »Hast du Hunger?« Und die hatten ja noch mehr Schweine im Stall und haben noch mehr gefeiert.

Höhepunkte im Familienleben waren *Feste.* Bezeichnenderweise werden sie nicht in der Kleinfamilie gefeiert, sondern gemeinsam mit den Großeltern.

KARL ANDRESS:
Zu Weihnachten – die Geschenke – waren natürlich dürftig. Es gab ein paar Spekulatius, ein paar Äpfel, Apfelsinen waren zu teuer. Aber es war richtig feierlich. Der Tannenbaum stand da, und abends wurden gemütlich die Kerzen angezündet, Opa spielte Trompete, mein Vater Bandoneum, mein Onkel Geige, die andern sangen alle. Es war für uns immer ein Erlebnis, zu den Großeltern zu gehen.

PAUL ANDRESS:
Wenn Weihnachten war, haben alle Leute die Fenster aufgemacht. Wir konnten nämlich alle gut singen. Und Instrumente spielen... Das war schön. Die Weihnachtlieder wurden auf dem Bandoneum gespielt. Da haben die Leute alle gelauscht.

Es gab nicht die Form von Privatheit, wie sie heute in der abgeschlossenen Zelle der Kleinfamilie vorherrscht. Man wußte vom Streit, vom Leid und vom Glück der andern.

STEFAN LICHTRAUTER:
Wenn es Krach gab in der Familie, erfuhren das natürlich alle in der Nachbarschaft. Da wurde nichts geheim gehalten. Das gab's hier überhaupt nicht.

In der Erziehung ging es ungleich direkter zu als heute. Prügel waren die gängige und nicht weiter in Frage gestellte Praxis der Eltern, die Kinder zu strafen. Wie diese körperlichen Strafen von den Kindern aufgefaßt und verarbeitet wurden, ist nicht isoliert vom Kontext der übrigen familiären Beziehungen zu sehen. Wenn in der Familie Zusammenhalt herrschte, wurden die elterlichen Strafmaßnahmen offensichtlich als selbstverständliche Art des Grenzensetzens empfunden. »Dann hast du was mit dem Riemen gekriegt und dann stimmte der Laden.«

STEFAN LICHTRAUTER:
Wir haben uns gut vertragen, nur ich war der Teufel zu Hause. Wenn was war, hatte der Stefan wieder was verbrochen. Dann hast du was mit dem Riemen gekriegt und dann stimmte der Laden. Ich habe auch mal die Wohnung in Brand gesteckt. Die Mutter war arbeiten auf der Fabrik im Krieg. Wir haben Soldat gespielt mit Fackeln, haben Feuer angemacht. Wir hatten früher einen Zeitungsständer an der Wand, ein Drahtgestell, da waren die Zeitungen alle drin. Und ich komm gerade da mit meiner Flamme dran und die Bude war am Brennen. In dem Moment kommt die Mutter von der Arbeit. Sie kommt zur Tür rein und ich raus bis an die Hecke – in barfuß. Und sie hinter mir her. Dann hab ich sie gekriegt und dann war's wieder gut.

Fehler wurden zu dieser Zeit offensichtlich reflexartig mit Schlägen beantwortet. Das galt sogar für das Erlernen eines Instrumentes.

STEFAN LICHTRAUTER
Wenn Stunde war, war Stunde. Dann gingen wir in das andere Zimmer. Dann saß er da mit seinem Quetschebül

(Bandoneum), und sobald ich einen Fehler machte, haute er mir auf die Hand.

Prügel waren aber nicht gleich Prügel. Es gab große Unterschiede hinsichtlich autoritärer elterlicher Praxis in den Familien. Jan Kryniwicki beschreibt auch, wie sich die Erziehungsstile innerhalb einer Generation verändert haben. Während der Vater ihn noch auf absoluten Gehorsam hin erzog, hat er selbst seinen Kindern schon weitaus mehr Freiheit eingeräumt. Die Gründe für die Strenge des Vaters sieht er in den gesellschaftlichen Verhältnissen: Die harte Arbeit und die geringen Mittel haben die Menschen geprägt, sie hart und ungerecht gegenüber noch Schwächeren gemacht.

JAN KRYNIWICKI:
Das war auch mit der Schule so, da war alles nur auf Gehorsam ausgerichtet, was anderes kannte man gar nicht. Man war das Gehorchen gewöhnt und keinen Widerspruch. Das kam überhaupt nicht vor, also selten mal, und wenn, ja dann ist es gewöhnlich so gewesen, daß wenn jemand schon älter war, daß er sich dann verdrückt hat und nicht wiederkam, wenn er es zu Hause nicht mehr aushalten konnte. Die Prügelstrafe war an der Tagesordnung.

Ich könnte sagen, daß ich von meinen Kindern, so alt sie geworden sind, noch keins geschlagen hab. Keines. Ich hatte das auch gar nicht nötig: die Kinder, die haben mir keinen Ärger bereitet, die sind alle lieb und brav gewesen, die sind ihrer Arbeit nachgegangen.

Die Männer, die waren früher viel härter als heute, die waren härter, weil sie härter arbeiten mußten; und dann haben sie sämtliche Rechte für sich in Anspruch genommen. Natürlich wird ja heute auch hart gearbeitet, aber durch die geringen Mittel, die zur Verfügung standen, war das doch damals ein Kratzen hin und her.

In den meisten Familien war die Nahrung zwar einfach, aber »es mußte kein Kohldampf geschoben werden.« Doch auch innerhalb der Proletarierfamilien gab es Unterschiede. Johann Grohnke sieht eine der Ursachen für die Unaufmerksamkeit von Schülern z.T. in der schlechten Nahrung begründet.

JOHANN GROHNKE:
Vor der Schule gab's Kaffee, schwarz, den sogenannten Muckefuck. Bohnenkaffee war unbekannt. Stückchen trocken Brot. Wenn es reichte, kam etwas Zucker drauf auf dieses trockene Brot. Dann wurde der braune Kaffee daraufgeschüttet. Und das war dann das Morgenfrühstück. Ob die Kinder weitere Butterbrote mit zur Schule bekamen, war in den meisten Fällen sehr fraglich. Später versuchte man dann, die sogenannte Schulspeisung einzuführen, weil man feststellte, daß die Kinder gar nicht in der Lage waren, dem Unterricht zu folgen.

ANTON STOIKE:
Ich bin mit Kohl und Kartoffeln aufgewachsen. Hier im Ruhrgebiet habe ich gutes Essen gehabt. Ich hatte ein Stückchen Garten für Gemüse. Ein Stückchen habe ich auch von der Zeche gepachtet. Wenn ich von der Zeche kam, bin ich schon am Tisch eingeschlafen, so müde war ich. Da mußte ich aber noch in den Garten. Wenn du einen Viertel Morgen gepachtet hast, mußt du den auch bearbeiten. Und das ging auch alles mit der Hand. Bis abends.

Gartenarbeit und Tierzucht waren notwendige Mittel zur Ernährung der Familie: harte Arbeit nach der Arbeit. Aber sie machten auch Spaß, weil sie an die alten Lebensformen in Ost- und Westpreußen anknüpften.



PAUL ANDRESS:
Mein Vater hat sich jedes Stückchen, das frei war, umgegraben. Ich hab auch Feld gehabt. Meine Kinder haben auch nicht gedarbt. Trotz zwölf Stunden Arbeit hatte mein Vater ein Feld. Das hat er sich selbst umgeackert. Da hat er erst die Steine rausgeholt, den Mutterboden rausgeschöppt, die Steine wieder rein, den Mutterboden drauf und so hatte er ein großes Stück Land. Wir hatten Kartoffeln selber, wir hatten unser Gemüse selber, wir hatten auch einen kleinen Garten, wo wir Salat zogen. Steckrüben hatten wir.

Und wir hatten immer drei Schweine. Schmalz, Speck. Wir hatten auch selbst eine Räucherkammer und zwei Schafe.

Wir haben nie Kohldampf geschoben. Er kam abends um sechs Uhr von der Arbeit, packte sich die Karre, die wurde mit Mist beladen und dann ging der ab. Bei Mondlicht hat der gegraben. Mit der Mutter. *Und das alles bei zwölf Stunden Arbeit. Ich hab immer gesagt: »Papa, wann schläfst du denn eigentlich?«*

PAUL HEROLD:
Neben der Arbeit mußten wir alle noch unsern Garten bestellen, damit wir überhaupt auskamen. Der Lohn reichte doch nie. Wir hatten einen halben Morgen hinterm Haus. Das hat meine Frau alles mit der Grabschippe umgegraben. Ich habe dann gepflanzt. Alles allein konnte ich nicht machen, weil ich auf der Zeche so schwere Arbeit hatte.

PAUL ANDRESS:
Wir haben 16 Zentner Kartoffeln eingekellert im Jahr. Die konnte man in einem halben Jahr abzahlen. Damals gab es alle 14 Tage Geld, später monatlich wie bei den Angestellten. Alle 14 Tage wurde dann soundsoviel für die Kartoffeln von Krupp abgezogen. 40 Mark haben wir immer gezahlt. Bis zum Krieg hat Krupp noch Kartoffeln verteilt.

Wir hatten einen Metzger, der hat Hausschlachtung gemacht und der machte wunderbare Mettwurst, auch Blut- und Leberwurst und Pannass. Wie sollte man auch sonst überleben! Wir waren doch eine Zeitlang alle zu Hause. Da wurde oft Pellkartoffel mit Salzhering gegessen. Und das ist Wahrheit, was ich jetzt sage: ein Hering wurde in drei Teile geteilt, Kopfstück, Mittelstück, Schwanzstück. Jeder hat sich um das Schwanzstück gerissen. Das Mittelstück war genauso groß. Aber der Kopf, der wurde dann auf die Ofenplatte geschmissen, da war man ja nicht so etepetete. Und dann sagte mein Vater: »Bevor ihr in den Hering beißt, tut ihr mal erst drei Kartoffeln essen und den Hering nur lutschen.« So haben wir das gemacht, ob das nun Salzhering oder saurer Hering war. Es gab viel Kappes, grobes Gemüse, kein Feingemüse. Grünkohl im Winter, Rotkohl. Man aß auch Salat und Kartoffeln untereinander am Niederrhein.

ELISABET VALTIX:
Ja, wir hatten doch immer vier Schweine. Einmal hatt' ich sechs Schafe. Ich hab zuerst vier so Burschen gehabt, und die kriegten Junge, da hatt' ich sechs Stück. Da bin ich



immer mit unten über die Chaussee gegangen. Das war schön, ach, das war so schön... Ja, wenn man von der Landwirtschaft kommt, Enten, Hühner, Schweine... Und deshalb kann man das ja auch nicht lassen. Ach, das macht Spaß, mit dem Viehzeug umzugehen!

PAUL HEROLD:
Samstags wurde im Waschfaß, in dem die Frauen auch die Wäsche wuschen, gebadet. Hintereinander. Allesamt. Das Wasser wurde im Waschkessel auf dem Herd heiß gemacht.

Es gab ja damals nicht viel Wäsche. Ich kann mich nicht entsinnen, daß wir Unterhosen gehabt hätten. Mit siebzehn Jahren habe ich meinen ersten Anzug gekriegt. Vorher hatte ich eine Hose für sonntags und eine für die Woche. Von Mai bis zum Herbst liefen wir mit nackten Füßen in die Schule. Wintertags hatten wir Holzschuhe. Ich habe heute noch Narben, weil man damit immer gegen die Enkel schlug. Wenn es sehr kalt war, taten wir noch Zeitungspapier hinein, das wärmte die Füße. Lederschuhe habe ich erst mit siebzehn bekommen. Die durfte ich aber nur sonntags tragen. Ich glaube aber nicht, daß die neu waren, als ich sie bekam.

Ein oder zwei Hemden hatte ich. Ein Hemd trug man bestimmt eine Woche lang.

JOHANN GROHNKE:
Die Haare waren meistenteils kurz geschnitten: zur sogenannten Glatze. Teilweise hatten sogar Mädchen Glatze. Im Sommer gingen die Kinder meist ohne Schuhe, barfuß, kurze Hose.

MARIA REHBERG:
Ja, früher, wenn sich da einer mal eine Schürze kaufte oder ein neues Kleid für fünzig Pfennig und der andere hatte kein Geld, da war das schon ... o je. O, je.

JAN KRYNIWICKI:
Eins ist mir noch in Erinnerung, daß ich 1923 – auf der Berliner Straße war ein Schneidermeister, der hieß Stribeck –, daß ich da 1923 für einen Anzug nach Maß, das war eine gestreifte Hose, schwarze Weste, schwarze Jacke, 135.-

Mark bezahlt habe. Das war ein Anzug, der damals modern war. Die 135.- hab ich dann aufgebracht, indem ich dem Schneidermeister – das hat dann meistens meine Mutter besorgt – 10 Mark hingebracht hab und im Monat drauf wieder 10 Mark, den Monat drauf wieder 10 Mark, so daß ich nach einem Jahr 120.- Mark bei ihm schon vorher eingezahlt hab und dann hat er mir den Anzug gebaut. Ich wollt damit sagen, wie teuer damals schon ein guter Anzug war. Wenn ich heute 200 Mark für einen Anzug anlege, 200 bis 250, da krieg ich einen guten Anzug, der auch seine gewisse Zeit hält.



Aufgrund der weitgehenden Selbstversorgung mit Lebensmitteln durch Garten und Tierhaltung war die Ernährung großenteils sichergestellt. Aber »Geld war immer knapp« (Karl Andress). Wie machten es die Leute, z.B., wenn sie einen neuen Hausstand gründen wollten? Wie konnten sie Möbel anschaffen und Kleidung?

FRANZ REHBERG:
Meine Frau und ich, wir waren beide in die Fremde gegangen, von Ostpreußen ins Ruhrgebiet. Wir hatten kein Geld. Da haben wir einen Kredit genommen. Die Möbel, die haben wir auf Abzahlung gekauft. Da mußtest du jeden Monat das Geld hinlegen dafür. Da hab ich erstmal ein Bett gekauft und die Küche komplett: einen Küchenschrank, einen Herd undsoweiter. Das kostete damals allerhand Geld und mußte abgestottert werden. Dann hab ich die Nähmaschine gekauft für die Mutter, damit sie was nähen konnte für die Jungens, Hosen...

JAN KRYNIWICKI:
Mit meiner Mutter war ich einig. Sie hat gesagt: du zahlst jetzt Kostgeld, damit, wenn du heiratest, damit du dann Geld hast. Ich hab ungefähr reines Geld verdient 130 Mark, 140 Mark im Monat und dann hab ich 60 Mark Kostgeld im Monat bezahlt. Ich hab mich natürlich selbst kleiden müssen und Taschengeld brauchte ich auch. Ich hab dann immer so ein bißchen was auf die Kante gelegt.

Man hatte die Möglichkeit, weil die Firma selbst eine Sparkasse hatte, auf der Essener Straße in Oberhausen, das war die Sparkasse der Gute-Hoffnungs-Hütte, das zu sparen. Da fing ich an mit monatlich 5 Mark, 5 Mark hab ich im Monat einbehalten lassen, das waren im Jahr 60 Mark. Und wie ich dann etwas mehr verdiente, als ich dann nachher im

Gedinge war, dann hab ich schon mal 10 Mark abhalten lassen, nachher 20 Mark monatlich.

Und so hab ich denn die 1100 Mark zusammengeschrabbt bis zu meiner Hochzeit und dann hab ich denn meine Möbel in bar bezahlen können. Das war für mich eine große Erleichterung.

STEFAN LICHTRAUTER:
Wenn die Alten mir einen Anzug kaufen wollten, dann wurde das ganze Jahr dafür gespart. Und der hat 18 oder 19 Mark gekostet. Mein Entlassungsanzug hat 21 Mark gekostet.

PAUL HEROLD:
Unterhalt hat mein Vater nicht gezahlt, aber er hat für jedes Kind ein Sparkassenbuch angelegt – bei der Gutehoffnungshütte. Meiner Mutter hat er kein Geld gegeben. Mit 52 Jahren ist er am Herzschlag gestorben. Die Sparbücher wurden von der Gutehoffnungshütte aufgewertet, nicht mit vollem Satz, aber mit soundsoviel Prozent. Ich hab zweihundertzwanzig Mark gekriegt. Das war 1925. Zwei Anzüge habe ich direkt gekauft.

KARL ANDRESS:
Jede Mark mußte umgedreht werden. Essen war reichlich da, weil wir genug Landwirtschaft dabei hatten, Vieh im Stall, aber *Geld war immer knapp.*

Zeugung und Geburt

PAUL HEROLD:
Den Leuten wurde eingebleut: »Lieber zehn auf dem Kissen wie eins auf dem Gewissen.« Die Männer arbeiteten zwölf Stunden am Tag. Von morgens sechs bis abends sechs. Die hatten ja gar kein anderes Vergnügen. Wenn die Kinder auf dem Zimmer waren, konnten sie mit der Mutter

schlecht was machen. Deshalb haben sie das Sonntag-Mittag immer gemacht. Dann waren die Kinder auf der Straße und die Eltern gingen oben ins Zimmer.

Als mein jüngster Bruder geboren wurde – im Dezember war das –, haben sie uns unter dem Vorwand, daß wir Kohlen sammeln mußten, rausgeschickt. Als wir zurückkamen, stank der ganze Bau nach Carbol. Das nahm man damals als Desinfektionsmittel. Als ich älter wurde, konnte ich mich entsinnen, was da los gewesen ist. Wir waren draußen und wenn wir reinkamen und es roch nach Carbol, dann war auch einer da – am Schreien.

Wenn die Frauen ein Kind kriegten, mußten sie die Hebamme selbst bezahlen. Die Hebamme kostete – bei dem wenigen Verdienst, den die Leute hatten – zwanzig Mark. Ich hab als Junge öfter eine Mark zu der Hebamme bringen müssen, damit stotterten wir die Hebamme ab. ich wußte ja nicht wofür, aber ich hab die dahingebracht. Und wenn die zwanzig Mark bezahlt waren, dann war schon wieder ein anderes Kind unterwegs.

STEFAN LICHTRAUTER:
Die Hebamme wohnte hier gegenüber. Sie hatte eine Angewohnheit. Wenn es losging, sagte sie zu dem Mann: »Komm her, du hast das gemacht, du bleibst dabei. Guckst mal zu, wie das geht.« Die hat das verlangt.

Krankheit und Tod

Die Leute entwickelten ihre eigenen Techniken, um mit ihren Krankheiten fertigzuwerden. Eine Krankenversicherung gab es nicht. Einen Arzt konnten sie sich nicht leisten. Da griffen sie zu Hausmitteln, die großenteils auf Erfahrungen beruhten, die die Menschen aus den Balkanländern und Ostgebieten mitgebracht hatten. Eine Kräuterfrau mit besonderem heilkundlichem Wissen gab es damals fast in jeder Siedlung.

PAUL ANDRESS:
Mein Vater hat es immer schwer mit der Wirbelsäule gehabt. Da hat meine Mutter ihn immer getreten. Die alten Leute gingen ja nie zum Arzt.

Die Mutter hatte mal eine Hand gebrochen. Da hat sie sich mit frischer Erde, Muttererde, Umschläge gemacht und hat die Hand heil gekriegt.

Wir konnten uns keinen Arzt erlauben und auch keine teuren Medikamente. Aber wir hatten allerhand Hausmittel. Die Leute wußten, über die Runden zu kommen.

STEFAN LICHTRAUTER:
Früher haben wir über Wunden immer drüber gepißt. Das war das beste Heilmittel, was es gab. Lappen drum gewikkelt, ins Bett gegangen und am andern Tag hast du es zu gehabt.

Ich hab ein Karfunkel gehabt, groß wie ein Hühnerei, blutrot. Das ging nicht auf und ging nicht auf. Da kommt ein Ungar hier vorbei und fragt: »Was hat der Jung denn, daß er so weint?« Meine Mutter sagt: »Gucken Sie sich das mal an. Das wird und wird nicht reif.« – »Tu mal deinen eigenen Kot drauf! Morgen früh ist das auf.« Und das war soweit.

Die Alten haben sich früher immer selbst geholfen. Wir haben Wegerichblätter gesucht. Da wurde Schmalz draufgetan, wenn du eine offene Wunde hattest, die am Eitern war. Drei Tage hintereinander draufgelegt, dann war es weg.

Die meisten Sachen erfuhr man von den Ungarn, auch von den Tschechen, aber die Ungarn waren die besten. Da brauchte man nur zu fragen.

Die langen Spitzwegerichblätter haben wir getrocknet. Da wurde Tee von gemacht. Der ist für alles gut.

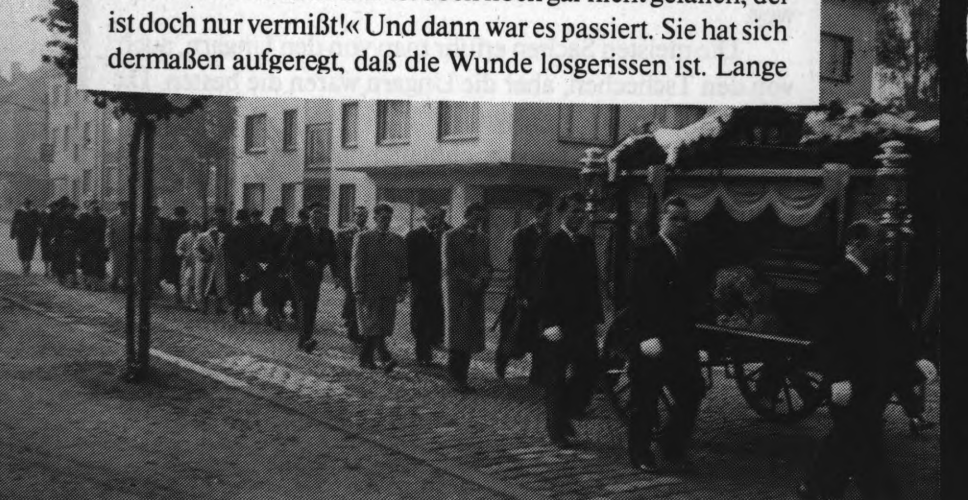
Wir hatten auch eine Kräuterfrau. Das war eine Ungarin. Wenn früher einer hier ein Geschwür oder etwas Ähnliches hatte, ging er zu ihr. Triana-Salbe draufgeschmiert, die wurde überall in der Apotheke verkauft. Ein paar Tage später war alles weg. Die Ungarin hat die Salbe aus Kräutern

gemacht und die Tochter hat das übernommen. So eine Kräuterfrau hat man fast in jeder Siedlung gehabt. Aber die Driewer war einmalig.

Paul Herold berichtet, wie seine Mutter über die Lange, schwere Krankheit der Mutter war ein schlimmes Schicksal, wenn es die Familie traf. Die Kinder blieben alleine. Paul Herold berichtet, wie seine Mutter über die Nachricht, ihr Sohn sei gefallen, fast selbst gestorben ist.

PAUL HEROLD:
Dann wurde meine Mutter an Gallensteinen operiert. Wir Kinder waren in der Zeit alleine. Arm und schlecht und brav haben wir uns durchgeschlagen.

1916 ist der älteste Bruder eingezogen worden und direkt gefallen – innerhalb von sechs Wochen. Er hat nur einen Brief schreiben können. Als der zweite Brief kam, lag meine Mutter mit der schweren Gallenoperation im Krankenhaus. Wir kriegten damals den Brief, den meine Schwester geschrieben hatte, zurück. »Gefallen auf dem Felde der Ehre« war mit einem roten Bleistift durchgestrichen und »Vermißt« auf das Kuvert geschrieben. Meine Mutter fragte damals dauernd nach meinem Bruder: »Hat er noch nicht geschrieben?« Das war, glaube ich, ihr Lieblingssohn, da hing sie kolossal dran. »Nein, der hat noch nicht geschrieben.« Eine Tante hat sich verplappert und hat gesagt: »Reg dich doch nicht auf. Der ist doch noch gar nicht gefallen, der ist doch nur vermißt!« Und dann war es passiert. Sie hat sich dermaßen aufgeregt, daß die Wunde losgerissen ist. Lange



Zeit lag sie auf Leben und Tod.

Drei Kinder waren innerhalb von drei Jahren weg. Der Vater war zu der Zeit schon nicht mehr bei uns.

Der Tod raffte vor allem während des 1. Weltkrieges innerhalb kurzer Zeit oft mehrere Familienmitglieder hin, meist wegen schlechter Wohnverhältnisse oder schlechtem Ernährungszustandes.

PAUL HEROLD:
Wir waren ursprünglich mit zwölf Kindern. Davon sind aber vier gleich gestorben, acht blieben am Leben. Dann starb 1914 die älteste Schwester mit 21 Jahren – an Blinddarmentzündung. Sie war gesund und innerhalb von drei Tagen tot. 1915 starb Agnes – an Gelenkrheumatismus, weil die Wohnung so miserabel naß war. Ich war wahrscheinlich etwas zäher. Sieben Jahre war Agnes alt.

Aber der Tod wurde von der ganzen Familie und der Nachbarschaft in traditionelle Rituale eingebettet und getragen.

PAUL HEROLD:
Wenn im Haus einer stirbt oder nebenan, muß die Nachbarin sammeln. Wir haben schon manchmal hundertfünfzig Mark eingenommen.

Die Leute starben fast alle zu Hause. Sie wurden auch nicht in der Friedhofskapelle aufgebahrt wie heute, sie wurden zu Hause aufgebahrt. Der Sarg stand im Schlafzimmer, und dann kam die ganze Nachbarschaft. Als mein Vater starb, mein zweiter Vater, da mußte ich immer mit den Nachbarn, die gucken wollten, ins Zimmer gehen. Nach drei Tagen wurde er abgeholt und beerdigt. Die Beerdigungen gingen immer am Haus vorbei. Wenn der Mensch im Krankenhaus gestorben war, dann lag er dort in der Leichenhalle, der Leichenwagen holte ihn da ab und fuhr aber immer noch mal am Haus vorbei.

Nachbarschaft

Gewohnheiten und Umgangsweisen

»Die Leute waren sehr gesellig«, sagt Anton Stoike. Die wichtigste Form nachbarschaftlicher Kommunikation bestand in den zahlreichen Gesprächen im Wohnbereich. Sie bildeten die Voraussetzung für die gegenseitige Anteilnahme, die man sich in vielen Bereichen der Lebenspraxis entgegenbrachte.

ANTON STOIKE:
Nach Feierabend, da kamen wir in der Siedlung zusammen. Nicht in der Wirtschaft, zuhause. Und wenn wir was zu erzählen hatten – einer wußte immer was zu erzählen –, da hörten wir uns das an. Wir unterhielten uns darüber: Wie hat's dir heute gefallen bei der Arbeit? Und sonst noch was. Die Leute waren sehr gesellig. Als wenn Verwandte zusammen kommen. Ob das Oberhausener waren oder Sterkrader. Da kannte jeder den anderen. Und man hat sich gegenseitig geholfen. Da packte jeder an, einer half dem anderen.

Für die Frauen, die nicht wie die Männer ihre Gesprächspartner auch auf dem Weg zum Arbeitsplatz oder am Arbeitsplatz selbst fanden, war das Gespräch an der Pumpe »von Frau zu Frau« ein Bedürfnis, das sie auch gegenüber abschätzigen Bemerkungen der Männer durchsetzten.

STEFAN LICHTRAUTER:
Alle hundert Meter stand eine Pumpe. Wenn eine Frau an der Pumpe stand, nahm die nächste den Eimer und ging auch dahin. Und dann standen sie auf einmal mit fünf, sechs Stück zusammen. Mehrmals hat mein Vater einen Stuhl

genommen, ist hingegangen und hat zu meiner Mutter gesagt: »So, Alte, setz dich, jetzt kannst du weiter tratschen.« Die Frauen sind da hauptsächlich zum Quatschen hingegangen. Wenn keiner kam, hat die, die allein war, ganz langsam gepumpt, bis jemand dazukam.

Da man viel voneinander wußte (»da wurde nichts geheim gehalten«), fühlte sich einer für den anderen verantwortlich. »Jeder nahm Anteil am andern.«

STEFAN LICHTRAUTER:
Wenn es Krach gab in der Familie, erfuhren das natürlich alle in der Nachbarschaft. *Da wurde nichts geheim gehalten. Das gab's hier überhaupt nicht.* Nach Feierabend und am Sonntag haben die ja immer zusammen gesessen, da wurde Musik gemacht auf der Treppe, ein Bierchen oder Schnäpschen dabei getrunken – für 30 Pfennig ein Viertel Schoppen Schnaps geholt – und wenn ich unterwegs war, hab ich auch mal eben dran getrunken und das Glas am Kran wieder voll laufen lassen und abgegeben. Wenn die Männer am Skat spielen waren, hieß es: »Geh, hol mal gerade einen Schoppen!« Dann haben sie zusammengeschmissen, jeder einen Groschen. Ich bin dann zur Wirtschaft gelaufen, habe den Schoppen geholt.

Wenn meine Mutter mal Krach hatte mit einer Nachbarin, das dauerte nicht lange. Standen sie im Geschäft nebeneinander, dann haben sie schon wieder miteinander gesprochen. Mit den Nachbarn nebenan haben wir nie Krach gehabt. Sie kamen hierhin und wir gingen dahin. Krach gab's gar nicht.

Man hat sich immer viel ausgeliehen, je nachdem, was gerade fehlte: Mehl, Zucker, Butter, Brot. Das wurde aber alles wieder prompt zurückgegeben, sonst hätte man nichts mehr gekriegt. Die, die das ausnutzen wollten, die hat man gekannt, nachher. Denen hat man nichts mehr gegeben.

Hier in der Siedlung duzten sich alle. Anders gab's das

gar nicht. Die Männer machten das schon auf der Arbeit. Auch die Frauen duzten sich.

KARL ANDRESS:
Ich bin heute noch immer für die Leute das Karlchen. Ich hab das genauso erlebt, wie Max von der Grün schreibt: Wenn eine Mutter in der Siedlung nach ihrem Kind ruft, gehen die anderen Fenster auch auf und andere Mütter rufen auch nach dem Kind. *Jeder nahm Anteil am andern.* Wenn jemand verstarb, trauerte nicht nur die Familie, da trauerte die Straße mit. Ich denk an den alten Meyer, der Heiligabend starb, da war in der ganzen Siedlung die Stimmung gedämpft.

Hilfeleistungen

PAUL HEROLD:
Da war früher eine Einigkeit unter den Menschen. Wenn zum Beispiel eine Frau ins Wochenbett kam, dann gab es so *ein stilles Gesetz:* heute mußte die eine Frau kochen für die Familie, am andern Tag kochte die andere und brachte das Essen herüber. So haben sie sich durchgeschlagen. *Die Gemeinschaft war ja früher viel besser.*

KARL ANDRESS:
In der Gaststätte wohnten fast nur ältere Leute und ich hatte doch die drei Kinder. Da kriegten sie zu essen, da kriegten sie zu essen. Und wenn Weihnachten war, bekamen sie Plätzchen und alles Mögliche. Egal, ob die Mütter fünf oder sechs Kinder hatten, wenn die Mutter zum Essen rief, hieß es: »Ach, das Karlchen ist mit dabei, der soll mit reinkommen.« Dann wurde noch ein bißchen Wasser in die Suppe gekippt und alles brüderlich geteilt.

Wenn meine Mutter dienstags und freitags abends Reibekuchen machte, dann standen die Kinder am Fenster. Immer mehr kamen. *Da hat sie mehr für draußen gebacken als für drinnen für die Familie.*

PAUL ANDRESS:
Unsere Nachbarn hatten vier Söhne, die waren so alt wie meine Schwestern. Und wenn der Gustav aus seinem Mantel gewachsen war, dann kriegten wir den.

KARL ANDRESS:
Der Opa hat immer Kappes und Gemüse an die Nachbarn verschenkt.

STEFAN LICHTRAUTER:
Wenn das Vieh krank wurde, wurde mit den Nachbarn beraten. »Da ist Rotlauf. Da müssen wir gucken. Wie machen wir das?« – »Ja, mach das soundso.« Dann war die Sache wieder erledigt, wenn es gut ging. Die kannten sich alle gut aus.

Zwei Metzger hatten wir hier. Der eine war Schlesier, der andere Tscheche. Das waren Kumpel, die nebenbei gemetzgert haben. Einwandfreie Metzger waren das. Der Trichinenbeschauer hat das Fleisch begutachtet und dann wurde Schlachtfest gemacht. Da konnten wir uns alle erst mal so richtig satt essen. Die engsten Nachbarn kamen dazu, meist drei, vier Mann. Wir haben jedes Jahr zwei Schweine geschlachtet. Im Frühjahr und im Herbst.

PAUL ANDRESS:
Es war auch so, die Nachbarin, die kam: »Ach, Frau Andress, ich hab einen ganzen Pott Linsensupp oder Erbsensupp.« Dann haben wir das gegessen. *Wer ein bißchen mehr hatte, gab dem andern ab. Das war echt Kolonie. Es war Solidarität da.*

ANTON STOIKE:
Unter den Leuten die Gemeinschaft – das war alles wie eins. Die Leute haben sehr zusammengehalten. Alles Sozialisten. Kommunisten auch. Die haben sich vertragen, die hielten zusammen. *Das war, als wenn wir Brüder und Schwestern wären. Da waren wir alle eins.*

Freizeit

Freizeit war in weitaus geringerem Maße vorhanden als es heute der Fall ist. Nach einem Zwölfstundentag mußten noch Garten und Tiere versorgt werden. Aber die Zeit, die dann noch blieb, wurde fast ausschließlich *kommunikativ* genutzt. Musik machen, Tanzen, Gespräche mit Nachbarn, Tätigkeiten in Vereinen, dies alles sind Dinge, die man zu mehreren macht.
Ein zweites Merkmal ist, daß die Freizeitgestaltung auf *Selbermachen* und *Eigenaktivität* zielte: Das Beherrschen eines Instrumentes setzte ständige Übung voraus, Tauben- und Kanarienzucht erforderten tägliche Sorge und Pflege.
Zahlreiche Arbeiter entwickelten spezielle Interessen (Musik, Malen), Fähigkeiten und Fachwissen (Beispiel: Rechtskonsulent).

Gemeinsamer Feierabend mit Nachbarn

»Es war immer irgendwo irgendetwas los. Es war so, daß die Leute sich immer irgendwie selbst unterhielten. Im Gegensatz zu heute.« (Johann Grohnke).

STEFAN LICHTRAUTER:
Abends haben die Leute alle vorne auf der Treppe gesessen. Die Straße war noch nicht asphaltiert. Wenn es regnete, lief man im Schlamm. Wenn die Leute von der Arbeit kamen, mußten sie erst Land und Vieh versorgen und wenn sie mit allem fertig waren, gingen sie vor die Tür.

FRAU CHRISTIAN:
In der Wohnung besuchten sie uns selten, aber wir trafen uns oft im Hof. Da hatten wir Bänke neben der Tür, auch auf dem Giebel.



PAUL HEROLD:
Am Sommertag saß abends alles vor der Türe. Die brachten sich einen Stuhl mit raus, manche hatten sich auch eine Bank gemacht: zwei Pöhle in die Erde und ein Brett drauf. Die Leute saßen dann so zusammen und haben viel gesungen.

WILLI WITTKE:
In der Laube haben die Leute gesessen und Karten gekloppt. Bei Thomas haben sie immer Mandoline gespielt. Jeder konnte hören, wenn sie übten. Die kamen von überall und übten und sangen. Hier gab es immer viel Musik. Sie spielten bald jeden Tag. Hier kamen sie alle zusammen, da wurde getrunken und gesungen.

STEFAN LICHTRAUTER:
Im Winter haben die Leute sich in der Wohnung getroffen. Entweder kamen sie hierher zum Skatspielen oder wir gingen zu den Nachbarn. Drei, vier Mann haben immer zusammen gespielt und sich gegenseitig besucht. Dann sind auch wir Kinder mit rübergegangen. Die Frauen haben in der Zeit gestrickt und geflickt. Die Männer hatten zum Kartenspielen extra einen kleinen Tisch und die Frauen und Kinder saßen an dem andern Tisch. Die Kinder haben Menschärgerdichnicht gespielt oder sie haben sich selbst Mühlespiele gemacht. Sowas konntest du ja früher nicht kaufen. Das haben sie sich alles selbst gemacht. Zum Kaufen war kein Geld da.

Mit der Familie Gettler waren wir so jahrelang zusammen, mindestens dreißig Jahre, bis der Alte gestorben ist. Er kam auch aus Österreich, so wie wir.

JOHANN GROHNKE:
Die größeren Jungens der Siedlung standen meistens abends an der Ecke. Dann wurde gesungen, Volkslieder, dies und jenes. Oder auf den Bänken saßen die Älteren zusammen. Hin und wieder holte dann schon mal einer aus der Nachbarschaft ein Bandoneum heraus. Dann wurde auch gemeinschaftlich vor den Häusern gesungen. Vor allen Dingen in den Sommermonaten. Das war denn die richtige Abendstimmung. Wenn es abends zu lange dauerte, gab's schon mal ältere Leute, die schimpften, die ihre Nachtruhe haben wollten, wenn die Sache zu lange ausgedehnt wurde.

Immer war irgendwo irgendetwas los. Es war so, daß die Leute sich immer irgendwie selbst unterhielten. Im Gegensatz zu heute. Es ist ja erschreckend, daß man nur das Knöpfchen drückt und aufs Fernsehn schaut. Wenn ich den Vergleich ziehe zwischen damals und heute in der Siedlung, dann hält das heute nicht stand, obwohl hier immer noch im Sommer sehr gute Kommunikation ist unter den Leuten. Durch das Fernsehen ist auch hier schon eine Entfremdung eingetreten.



Musik machen

PAUL ANDRESS:
Mein Vater spielte im Posaunenchor in der Kirche. Wenn Weihnachten war, haben alle Leute die Fenster aufgemacht. Wir konnten nämlich alle gut singen. Und Instrumente spielen. Später hab ich Trompete gespielt, nur Kirchenmusik und Tanzmusik. Eine von meinen Schwestern poussierte damals im ersten Weltkrieg mit einem Marinesoldaten und der hatte ein Bandoneum. Als er mal auf Urlaub uns besuchen kam, sagte mein Vater zu mir: »Möchtest du das nicht auch spielen?« Dann hat er hin und her überlegt. Und dann hab ich ein Bandoneum gekriegt. Mein Bruder Karl, der spielte perfekt Geige.

Wir wohnten damals in der Industriestraße 10. Und auf 24, also in derselben Reihe, wohnte einer namens Otto Krause. Das war der Bandoneumspieler von Rheinhausen. Und der gab Stunden. Er nahm für die Stunde eine Mark. Wenn ich kam, dann legte ich die Mark dahin und er sagte: »Geh mal anderthalb Liter Bier holen!« Der konnte fein spielen, aber man konnte bei ihm nicht viel lernen, weil er immer viel getrunken hatte.

Wenn ich nach Hause kam, fragte mein Vater: »Was hast du gelernt? Spiel mal vor!« Ich sagte dann: »Der hat mir bloß wieder was vorgespielt.« Das haben wir ein paar Monate mitgemacht und dann fanden wir einen anderen.

Wir hatten ja hier in Rheinhausen früher einen Bandoneumclub. Der hat in der Wirtschaft Kettchen auf der Hochfelder Straße getagt. Da waren wir mit vier oder fünf Bandoneums, einer Trompete, ein paar Geigen und einer Pauke. Dann bin ich zum Willi Bernin zum Unterricht gegangen. Und der hat mir was beigebracht.

Wenn Stunde war, war Stunde. Dann gingen wir in das andere Zimmer, dann saß er da mit seinem Quetschebül und sobald ich einen Fehler machte, haute er mir auf die Hand.

Das Bandoneum ist schwerer zu spielen als das Schifferklavier, weil es doppeltönig ist. Beim Heben und beim Drücken kommt immer ein anderer Ton heraus. Ich hab ein oder anderthalb Jahr gebraucht, bis ich richtig spielen konnte. Aber dann war ich Meister. Ich hab das Bandoneum durch die Luft geschwenkt und hab immer gespielt dabei. Auf dem Bandoneum kann man viel, viel besser arbeiten als auf dem Akkordeon. Die Töne liegen alle 1 cm oder ½ cm auseinander. Da gibt es 100tönige, 108tönige, 124tönige, 144tönige Bandoneums. Die 144tönigen sind schon die Konzertbandoneums. Das Bandoneum ist ein typisches Instrument des Ruhrgebiets. In Dortmund war die Hochburg, Hamborn auch. Man sagte früher Bergmannsorgel oder Bergmannsklavier dazu.

Das war schön. Die Weihnachtslieder wurden auf dem

Bandoneum gespielt. Da haben die Leute alle gelauscht. Die sind gar nicht mehr in die Kirche gegangen, weil das so schön klang.

Bandoneum spielt man nicht nach Noten, sondern nach Zahlen. Die Zahlen stehen auch auf dem Bandoneum. Das Bandoneum hört sich schwermütig an und das kam der Arbeit des Bergmanns im Pütt entgegen. Die Hüttenleute haben mehr Klavier gespielt.

Als ich dann schon mal einen Walzer, einen Marsch und eine Polka beherrschte, wurde ich immer zusammen mit meinem Bruder geholt. Mein Bruder spielte Geige. Jeder Bandoneumspieler hatte einen Geigenspieler bei der Hand. Und wenn hier mal einer Geburtstag hatte, dann wurde Hausmusik gemacht. Wer hatte denn früher schon ein Grammophon? Wer hatte ein Radio? Jetzt konnte ich ja nicht für eine Hochzeitsnacht, in der ich spielte, eine Schicht bläuen. Wenn man viel blau machte, flog man raus. Aber wenn ich Tagschicht hatte – wir arbeiteten damals zwölf Stunden – habe ich nachts oft gespielt.

Der Mann von meiner Schwester war ein perfekter Geiger. Dann kamen sie zu ihm. »Otto Krause, was nimmst du?« Er nahm für die Stunde eine Mark. Und wenn sie zu mir kamen– »Paul, wie ist das? Kannst du nicht?« – »Ja, ich hab Tagschicht.« Bei Kumpels hab ich umsonst gespielt oder bei armen Menschen. Dann wurde ich natürlich den andern vorgezogen. Da hab ich gesagt: »Ihr sollt morgen früh beurteilen, wie meine Musik war.« Ich hatte immer entweder meinen Bruder oder meinen Schwager bei mir. Und wir waren so gut aufeinander eingespielt. Ich konnte wechseln, wie ich wollte, ich guckte ihn bloß einen Augenblick an, dann wußte er schon Bescheid, machte eine kleine Pause und ... schon waren wir im Rheinländer drin oder was auch immer.

Nachher war ich so ein kleiner Künstler, ja. Da wurde ich immer geholt. Ich war billig. Am andern Morgen kamen sie, legten mir was dahin. »Zufrieden?« Ich sagte: »Ja.« Gab meinem Bruder oder Schwager ein paar Mark mit. Aus.

Als ich verheiratet war, hab ich das auch noch jahrelang gemacht. Das war immer ein Nebengroschen, wo die Mama nichts von wußte.

Tanzen

Das Tanzen spielte für die Freizeitgestaltung der Arbeiter von jeher eine große Rolle. Getanzt wurde überall: auf dem Hof mit den Nachbarn, im Wohnzimmer oder in der Wirtschaft. Einer brachte es dem andern bei: die Schwester dem Bruder, die Nachbarin dem Sohn von nebenan.

PAUL ANDRESS:
Da haben die älteren Leute den jungen das Tanzen beigebracht. Ich hab zum Beispiel von meinen älteren Schwestern das Tanzen gelernt. Mit zehn, elf Jahren konnte ich schon Walzer und alles. Die Alten saßen da und waren am Stricken und die Männer haben sich gegenseitig was vorgelogen von der Hütte, wieviel Tonnen sie gemacht haben undsoweiter. Der eine hatte noch mehr gemacht als der andere.

JOHANN GROHNKE:
Damals war das wirklich eine große Familie. Auf einem Hof – das wurde nicht arrangiert – spielte einer Akkordeon und zwei Frauen tanzten und dann tanzten 10 drum herum, und schon war der Tanz auf den Höfen. Und dann kam noch einer mit der Gitarre hinzu. Das wurde einfach so aus dem Ärmel geschüttelt, improvisiert. So war die Feiertagsgestaltung. Am Alltag war das manchmal auch so, am Samstag. Da brauchte nicht immer Musik zu sein.

JAN KRYNIWICKI:
Nachher, als wir schon mit zwei Jungens am Arbeiten

waren, da haben wir uns doch ein Grammophon zugelegt, nach 1927/28 so rum. Es ging dann schon ein klein bißchen aufwärts.

Die Platten, die wir hatten, das waren meistens nur Walzerplatten, schottisch, wie das früher war, Masurka und Rheinländer. Gesangplatten nur ganz wenige. Auf die Schallplattenmusik wurde getanzt. Da habe ich tanzen gelernt. In der Wohnung. Mein Bruder, der kannte das schon ein bißchen besser, da ging das los: Schallplatte drauf, 1-2-3, 1-2-3, 1-2-3, wie der Schritt so ist, und dann immer rundherum und 1-2-3, 1-2-3.

JAN KRYNIWICKI:
Um die Zeit war viel Tanz, weil wir ja viel Säle hatten. Hier in unserer unmittelbaren Gegend, da hat ja bald jede Gaststätte einen Saal gehabt. Da konntest du tanzen jeden Sonntag, meistens auch noch samstags, soviel wie du Lust hattest. Das wurde ausgenutzt, ja, das wurde ausgenützt!

Beim Walzertanzen, da wurde Wert gelegt auf einen schönen Tanzboden, nicht wahr. Die Mädchen kamen meistens mit den Eltern.

Dann gingst du an den Tisch ran, wo die Mutter mit ihrer Tochter oder zwei Töchtern saß, da machtest du eine stramme Verbeugung und dann wurde sie zum Tanzen aufgefordert und dann hast du sie wieder schön zum Tisch gebracht und hast vielleicht noch dem Vatter ein Schnäpschen ausgegeben. Der kostete zu der Zeit einen Groschen.

Da haben die Alten eigentlich immer drauf gewartet, daß der Junge mal ein Schnäpschen ausgab, denn die Alten hatten ja immerhin noch eine Familie zu versorgen und sie sagten sich, der Junggeselle alleine, wenn das Schnäpschen einen Groschen kostet, kann sich das leisten. Wir hatten ein Taschengeld von 3 Mark, da konntest du auch keine großen Sprünge machen, 2 Mark oder 3 Mark. Aber du konntest dem Schwiegervater, wenn man ihn so nennen soll, mal ein oder zwei Schnäpschen ausgeben.

ANTON STOIKE:
Sonntags war es immer schön. Mal waren wir in der Wirtschaft, mal zuhause. In der Wirtschaft gab es manchmal Musik, Blasmusik. Nicht jeden Sonntag. Da haben wir auch getanzt, und wie! Zuhause haben wir nicht getanzt. Aber wenn es sehr vergnüglich war im Kreis, haben wir draußen auf dem Hof getanzt.

STEFAN LICHTRAUTER:
Übern Rhein nach Duisburg bin ich weniger gekommen. Erst später, als ich 17, 18 Jahre alt war, bin ich schon mal öfter dahin zum Tanzen gegangen. Da sind wir immer zu Fuß gelaufen. Tanzlokale waren überall, auch hier in Homberg. Da sind wir auch oft hingegangen. Wir haben immer unsere bestimmten Lokale gehabt.

Wenn wir zu den Bauernhöfen rausgegangen sind, nach Baerl, dann waren wir Fremde und dann ging die Klopperei los. Wenn wir eine Klopperei haben wollten, brauchten wir nur nach Baerl zu gehen. Wir waren dann mit sechs, sieben Mann, alte Brocken angezogen und dann ging es los. Sowie du da hinkamst und hast mit einer getanzt, war's aus. Die Mädchen haben gern mit uns getanzt. Wir konnten doch besser tanzen als die Bauern. Wir waren doch aus der Stadt.

Tauben- und Kanarienzucht

ELISABETH VALTIX:
Früher hatten viele Leute Tauben in der Siedlung. Die konnte man gar nicht zählen. Auf jedem Dach waren bald Tauben.

FRAU CHRISTIAN:
Mein Mann war Dreher. Zuerst war er auf der Alten Walz. Nachher kam er auf die Eisenhütte. Er hatte eine Kanarienzucht. Neben dem Stall hatte er einen großen Käfig. Wir hatten oft 30 Kanarienvögel. Ausgebrütet wurden sie im Haus, in den oberen Zimmern. Wenn sie dann flügge

waren, kamen sie nach draußen in den Käfig. Mein Mann war auch im Verein. Ich glaube, er war der einzige in Eisenheim, der Kanarien züchtete.

Die Nachbarskinder hatten immer Spaß an den Vögeln. Sie liefen, wenn sie aus der Schule kamen, immer erst zum Käfig, um die Kanarien anzugucken.

Malen und Zeichnen

STEFAN LICHTRAUTER:
In der Schule habe ich gemalt, aber zu Hause nicht. Dazu hatten wir kein Papier. Wir waren zu arm, um Papier zu kaufen. Auf die Schulhefte mußtest du gut aufpassen, sonst hast du Senge gekriegt, wenn du wieder eins für einen Groschen kaufen mußtest.

Ich habe das Malen in der Schule gelernt. Der Lehrer hat uns eine Flasche oder ein Glas hingestellt und gesagt: »Jetzt mal das mal ab!« Und dann hat er sich das angeguckt und gesagt: »Nein, so wird das gemacht. Da, siehst du den Schatten so und so«, und dann ging das los.

Ich wäre gern Kunstmaler geworden. In Malen hatte ich immer eine gute Zensur. In Krefeld war eine Akademie, die wär gar nicht so teuer gewesen. Ich glaube, zwanzig Mark im Monat mußte man zuzahlen. Aber es ging ja nicht.

Das Malen mache ich jetzt als Hobby. Mit den Einlegearbeiten habe ich 1950 angefangen. Das Bild, das hier an der Wand hängt, war mein erstes. Da guckst du von oben auf den Kirchplatz runter. Ich habe mal ein gemaltes Bild gesehen und da hab ich gedacht, das kannst du auch. Ich habe mir dann eine Skizze gemacht und danach die Einlegearbeit angefertigt. Die Perspektive hat mich dabei gereizt.

PAUL ANDRESS:
Es gibt heute noch eine Menge Arbeiter, die malen. Man braucht nur mal in die Wohnungen zu kommen, da sieht man auf einmal Gemälde an der Wand.

Die Leute konnten sich nicht vom Rechtsanwalt beraten lassen. Sie hatten aber auch nicht alle gleichermaßen die Möglichkeit, sich selbst die notwendigen Paragraphen anzueignen. Es war einer aus ihren eigenen Reihen, der sich zum Rechtskonsulent spezialisierte.

PAUL HEROLD:
Mein Vater war im Nebenberuf Rechtskonsulent, hat er selbst sich angeeignet. Er hatte dicke Bücher auf dem Regal stehen: das Bürgerliche Gesetzbuch, das Strafgesetzbuch. Der hatte jeden Paragraphen im Kopf. Wenn da Sachen passierten, die nicht in Ordnung waren, kamen die Leute zu meinem Vater. Da saßen oft schon zwei, drei Personen, wenn er von der Arbeit kam. Dann hat er schnell gegessen und dann ging er auf sein Zimmer und hat dann verhandelt mit ihnen.

Ich war immer sein Adjutant. Keiner durfte in sein Zimmer kommen, wenn er die Leute beraten hat, aber ich durfte es. Daher kannte ich auch die dicken Bücher, die auf dem Regal standen, das Bürgerliche Gesetzbuch zum Beispiel. Er sagte immer: *»Wenn ihr mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch mal in Konflikt kommt – das ist die schlimmste Strafe, die es geben kann: denn das ist auf soundsoviel Arten auslegbar. Da gibt's für einen armen Menschen kein Entrinnen. Wohl für die, die Geld haben, da gibt's Hilfsparagraphen.«*

Oft kamen Leute, denen man unberechtigterweise Kinder weggeholt hat – in Erziehungsanstalten. Mein Vater durfte auch bei Gericht auftreten. Die Leute erzählten ihm die ganze Sachlage, und wenn er merkte, daß die Kinder zum Beispiel aufgrund von Denunziation aus der Nachbarschaft geholt worden waren, dann hat er gesagt: »Das geht in Ordnung.« Er hat viele Kinder zurückgeholt. Drei Mark bekam er für jede Beratung, das weiß ich noch ganz genau.

STEFAN LICHTRAUTER:
In den zwanziger Jahren sind wir gar nicht gereist. Wir sind nur in der Umgebung herumgelaufen, mit Fahrrädern gefahren und haben den Niederrhein kennengelernt. Bis Kleve, Mönchengladbach sind wir gekommen. Manchmal haben wir im Wald übernachtet, von Samstag auf Sonntag. Wir sind dann Blaubeeren pflücken gegangen und am Abend wieder nach Hause gefahren.

JAN KRYNIWICKI:
Wir sind auch in die Stadt gefahren, nach Oberhausen. Es hat uns Freude gemacht, die ganzen Einrichtungen, die Anlagen zu bewundern, das war eine Unterhaltung.

Und dann bist du nebenbei ins Kino gegangen und danach hast du auch mal in der Gaststätte ein Gläschen Bier getrunken, das kostete damals 20 Pfennig, ein Gläschen Bier, das hat man sich schon mal erlaubt.

Ja, dann gab es damals schöne Unterhaltungen vom Varieté, nicht wahr. Da waren so einzelne Gaststätten mit kleinem Saal, die hatten Varieté, die wechselten alle 2 bis 3 Monate, und das war eine wunderbare Unterhaltung, die man heute tatsächlich vermissen könnte.

Meistens sind wir mit 3 bis 4 Freunden zusammen gewesen. Es kam auch schon mal vor, daß der eine oder andere eine Freundin hatte, die war denn auch mit dabei.

Also für Unterhaltung ist schon gesorgt worden – wogegen die Jugend heute, ich weiß nicht, die wissen heute gar nicht mehr, wie sie sich unterhalten sollen.

Kino, das war ein Vergnügen für uns. Als ich zum ersten Mal ins Kino ging, war ich 12 Jahre alt. Da waren doch damals die alten Schauspieler, De Kowa, Viktor De Kowa und Chaplin. Da kamst du unter 16 Jahren nicht rein. Die Eltern, die hatten nichts dagegen, und ich hatte zum anderen ja auch meinen Bruder bei mir, denn ich wär ja mit 12 Jahren nicht reingekommen.

Dann hab ich mir einen Henkelmann untern Arm geklemmt, ich war damals schon ziemlich groß, hab meinen Mantel angezogen, den Henkelmann offen draußen untern Arm geschmuggelt, und dann hat mein Bruder zwei Karten geholt und ich bin als 16jähriger durchgegangen. Das war mein erster Kinogang.

Das Kino hat 20 oder 25 Pfennig gekostet. Man konnte das soeben verpacken. Ich kriegte ja damals, als ich aus der Schule kam, nur 1 Mark Taschengeld mit 14 Jahren. Jeden Sonntag. Und das Kino hat 25 Pfennig gekostet. Wenn ich dann einmal, zweimal ins Kino ging in der Woche, da war das Geld schnell weg.

Ach, ins Kino bin ich furchtbar gern gegangen – früher. Am liebsten hab ich, ich weiß nicht, wenn ich ganz ehrlich sein will, immer Liebesfilme gesehen, und vor allem Wildwestfilme, die gab es schon von jeher.

ANTON STOIKE:
Im Kino bin ich selten gewesen. Man hatte ja auch zuhause noch Arbeit. Oder wir haben was anderes gehabt, womit wir uns unterhalten konnten. Wenn ich einmal im Kino war, dann dauerte das ungefähr vierzehn Tage, bis ich da wieder hereinging.

Vereine

JOHANN GROHNKE:
Dann hatten sich hier in der Siedlung ein Gitarrenverein und ein Mandolinenverein gebildet. Die Böhmer hatten hier eine Blaskapelle.

PAUL ANDRESS:
Ich war auch Vorsitzender vom Wanderverein in Rheinhausen. Auch vom Mandolinenclub.
Die Hüttenleute haben sich auch im Kruppschen Gesangverein organisiert. Es gab außerdem einen Posaunenchor. Bandoneum kannte man bei Krupp-Arbeitern wenig. Die

meisten Vereine entstanden durch Eigeninitiative.

Die Vereine wurden allerdings auch z.T. von der Zeche gezielt eingesetzt, um politische Aktivitäten zu unterbinden. Übersehen wurde dabei die Tatsache, daß sich durch gemeinsame Aktivitäten auch in unpolitischen Bereichen ein Potential an Erfahrungen bildet, das die Voraussetzung für gemeinsames Handeln darstellen kann.

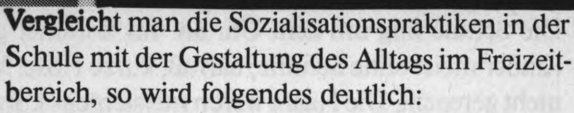
STEFAN LICHTRAUTER:
In der Schule haben wir mit Tempera, Öl und Aquarell gemalt. Das Material war von der Zeche gestellt. Wir hatten alles frei. Dienstags und freitags nachmittags. Die Zeche hat das gemacht, damit der Bergmann keine Politik trieb. Deshalb hat sie die Musikabteilung, eine Wanderabteilung und alles Mögliche gehalten. Fast jeder war in einem Verein, wo er eine Beschäftigung hatte – nach Feierabend.



JAN KRYNIWICKI:
Poussiert hat man damals auch schon mit 16 Jahren. So mit den Mädchen mal en bißchen rausgehen usw. Nur war das doch alles viel harmloser. Also mir hat damals ein Mädchen gesagt, hör mal, wenn du mich küßt, dann bekomm ich ein Baby.

Die Väter waren sehr genau. Wenn z.B. ein Mädel zu spät nach Hause kam, das kann ich dir heute noch sagen, daß sie dann vom Vater Schläge kriegte. Also da gab es nichts, da hat der seinen Riemen abgeschnallt und dann ging dat drop. Dann kriegte sie kräftig was auf den Hintern und dann konnte sie ins Bett gehen und am nächsten Sonntag zu Hause bleiben.

Aber dann war man auch so harmlos, ich entsinn mich an eine Episode: Wir hatten einen harten Winter. Der Schnee, der lag so 20, 30 cm und das heißt hier schon was. Ich war so 18, 19. Jetzt hab ich mit dem Mädchen son bißchen mit Schnee gespielt, wie das früher so war. Ja jetzt warn wir ziemlich kalt geworden. Da mußte das Mädchen doch mal an die Seite treten. Jetzt kriegte sie ... Also die Damenwäsche, die war früher ganz anders, da war hinten eine Klappe, die war mit Knöpfen festgemacht. Und jetzt stell dir mal vor, wenn du die Hände so durchgefroren hast, und die Knöpfe losmachen. Jetzt schaffte die das nicht. Das Mädchen war 16 und ich war 18. Ja sagt sie denn: Hannes, du mußt mir helfen, ich krieg die Knöpfe nicht offen. Ja, ich sag, Mädchen, da will ich dir mal helfen. Dann hab ich da rumgeschummelt und hab die Knöpfe tatsächlich losgekriegt. Ja, so hat sie ihr Geschäft erledigt, nicht wahr. Dann mußten die Knöpfe ja auch wieder zugemacht werden. Und da hab ich die Knöpfe auch wieder zugemacht, ohne einen falschen Griff zu machen, nicht wahr, und dann sind wir weitergegangen.



Vergleicht man die Sozialisationspraktiken in der Schule mit der Gestaltung des Alltags im Freizeitbereich, so wird folgendes deutlich:
Das Lernen in der Schule geschah rein *rezeptiv*. Kritisches Hinterfragen von Seiten der Schüler war undenkbar. Lernen bedeutete: Speichern und Wiedergeben von Inhalten, die der Lehrer, der wiederum an einen genau festgelegten Lehrplan gebunden war, vorgab. Im Religions- und Deutschunterricht wurde fast nur auswendig gelernt. Selbst das kreative Fach Kunst sah so aus: der Lehrer malte etwas an die Tafel, was die Kinder anschließend nachzeichnen mußten.
Hinzu kam, daß der Erziehungsstil in der Schule *autoritär* und *repressiv* war. Jede kleinste Abweichung wurde mit körperlicher Strafe beantwortet.

PAUL ANDRESS:
Wir hatten einen Lehrer fürs Rechnen und einen für Deutsch. Wenn wir einen Aufsatz auf hatten, dann mußten wir zwei Tage daran arbeiten.

Religion hatten wir in der ersten Stunde, dann kam Deutsch, anschließend hatten die Mädchen Handarbeit und wir Raumlehre und dann kamen Diktat und Aufsatz. Das war der Vormittag. Da ging der Unterricht von acht bis zwölf. Nachmittags war Unterricht von zwei bis vier außer mittwochs und samstags. Mittags hatten wir Jungen Turnen oder Zeichnen und die Mädchen gingen in die Kochschule.

Im Zeichenunterricht malte der Lehrer was an die Tafel – einen Apfel, eine Birne oder irgendeinen Gegenstand – und wir mußten ihn mit Holzkohle nachzeichnen. Es waren Jungen dabei, die konnten wunderbar malen.

Besonders repressiv waren die Verhältnisse in der Schule während des Ersten Weltkrieges.

JOHANN GROHNKE:
Die Schule fing um acht Uhr an. Im Sommer gingen die Kinder meist ohne Schuhe, barfuß, kurze Hose. Viel wurde nicht gemacht. Die Haare waren meistenteils kurz geschnitten: zur sogenannten Glatze.
Teilweise hatten sogar Mädchen Glatze.

Man stand auf. Dann gab's Kaffee, schwarz, den sogenannten Muckefuck. Bohnenkaffee war unbekannt. Stückchen trocken Brot. Wenn es reichte, kam etwas Zucker drauf auf dieses trockene Brot. Dann wurde der braune Kaffee darauf geschüttet. Und das war dann das Morgenfrühstück. Ob die Kinder dann weitere Butterbrote mit zur Schule bekamen, war in den meisten Fällen sehr fraglich.

Später versuchte man, die sogenannte Schulspeisung einzuführen, weil man feststellte, daß die Kinder gar nicht in der Lage waren, dem Unterricht zu folgen.

Der Lehrer hatte einen anständigen Rohrstock. Die Prügelstrafe, die war ja an der Tagesordnung. Wenn man nach Auffassung des Lehrers dem Unterricht nicht folgte oder dies oder jenes nicht richtig gemacht hat, dann bekam man den Hintern versohlt bei den Jungens. Und die Mädchen bekamen es meistens auf die Hände.

Die Jungens mußten sich bücken und wurden dann richtig mit voller Wucht verhauen. Natürlich war immer etwas Männerhaftes, möchte sich sagen, dabei: Derjenige, der hart war und nicht geweint hat, der war ein Kerl. Wieder andere Jungen gab es, die gingen schon, wenn der Lehrer den Stock hob, in die Knie und schrien. Aber es half nichts. Sie bekamen dann ihre fünf oder sechs drübergezogen. Selbst wenn die Jungen schon auf dem Boden lagen – ich hab's erlebt –, dann schlug der Lehrer noch auf dem Boden manchmal auf den Buckel oder auf den Rücken – mit voller Wucht mit dem Rohrstock.

Wir haben natürlich später gegenseitig uns den Hintern

beschaut in der Pause, wie das Blut da herunterlief. Grün und blau war alles.

Es soll aber auch mal die andere Seite gezeigt werden. Die Frauen mußten während des Krieges arbeiten: die Männer waren eingezogen oder auf der Zeche. Und so ein armer Lehrer mußte mit 60, 70 Kindern, die einen hungrigen Magen und nichts Richtiges zu essen hatten, mußte nun mit diesen Kindern herumexerzieren ... Daß dem mal der Geduldsfaden riß, das kann ich heute voll und ganz verstehen. *Die ganzen Umstände waren nicht in Ordnung.*

So ein Lehrer war schließlich auch nur ein Mensch. Und so vielen Kindern unter diesen Umständen noch etwas beizubringen, da gehörte allerhand zu.

Es lag vielleicht tatsächlich daran, daß die Kinder größtenteils hungrig waren, daß sie den Stoff gar nicht verarbeiten konnten. Zuhause hat sich doch kein Mensch um diese Kinder gekümmert. Die Mutter mußte arbeiten. Die kleinen Kinder waren dann auf die Hilfe der größeren Geschwister angewiesen. Meistens machten auch die größeren Geschwister ihre Arbeit. Wenn's Mädchen waren: die mußten schrubben, putzen, Essen kochen. Das mußten ja alles Kinder machen. Also war die ganze Situation eine andere als heute. Und daß es da Kinder gab, die nicht richtig folgen konnten, war – nach meiner Auffassung heute – ganz zwangsläufig so.

Es waren alles riesig große Klassen, die der Lehrer zu bewältigen hatte. Ich möchte sagen, 50 bis 60 Kinder hatte der Lehrer zu versorgen.

Ich hab eine katholische Kirche besucht, dort wurde gebetet. Während des Krieges wurde an den Kaiser gedacht. Das war die Voraussetzung; dann ging's los.

Viel Schulbücher hatten wir nicht. Zuerst hatten wir Tafel mit Griffel. Erst in den weiteren Klassen kam man zum Heft-Schreiben. Meistens spielte sich die ganze Geschichte auf Tafeln ab. Mit dem Griffel wurde geschrieben. Das war überhaupt für die Anfänger – i-Männchen, wie man so sagte – alles: nur die Tafel mit dem Griffel und dem

Schwämmchen. Es gab dann auch Schulaufgaben. Das und das mußte man schreiben auf der Tafel.

Ich habe selbst keinen rechten Maßstab, was heute die Kinder so machen. Ich möchte nur sagen, *wir waren im Grunde genommen alle ziemlich verängstigt.* Es gab schon mal vorlaute Kinder, so rein vom Naturell vielleicht. Aber im allgemeinen war gar nicht so eine große Unordnung in den Schulen drin.

Die Folgen der autoritären Erziehung in der Schule werden unterschiedlich beurteilt. Johann Grohnke sieht als Resultat den verängstigten jungen Menschen, der es nicht wagt, Kritik zu üben. Dagegen ist Jan Kryniwicki der Meinung, Schläge in der Schule hätten »im großen und ganzen keinem geschadet.« Er glaubt, daß unter den damaligen Umständen – Klassengrößen von 50-60 Kindern – ohne dieses Maß an Zucht und Ordnung überhaupt nichts gelernt worden wäre und rechnet es dem Lehrer hoch an, daß er ihnen soviel beigebracht hat.

JAN KRYNIWICKI:

Wir wurden früher ganz streng in der Schule erzogen. Also: die Strafe mit den Stock, die war an der Tagesordnung. Wenn jemand zu spät zur Schule kam oder den Unterricht gestört hat oder sonst was, dann hat der Lehrer ihn nach vorne gerufen, dann mußte er sich bücken und dann kriegte er mit dem Rohrstock ein oder zwei kräftig da drüber.

Ich kann aber das eine sagen: trotzdem ich selbst auch schon mal hier und da ein paar gekriegt hab – wegen Faulheit im Unterricht oder Zuspätkommen – trotzdem kann ich heute in meinem Alter sagen, daß mir das bestimmt nicht leid tut, daß ich mal hier und da ein paar drüber gekriegt hab, denn im großen und ganzen hat das keinem geschadet. (Jan selbst hat seine Kinder nie geschlagen, siehe oben.)



***Wir waren mit 50, 60 Kindern in einer Klasse, und der** Lehrer, da muß ich besonders den Lehrer Lammers hervorheben, der hat uns so vieles beigebracht, was heute ein Lehrer, der 30 Kinder hat, nicht fertigbringt.* Das, das würde ich behaupten. Denn wir hatten eine ganz korrekte Schulführung und die ganze Lehrweise war ganz streng. *Wenn wir in der Klasse waren, dann wurde gearbeitet.* Das war alles genau abgezirkelt, die Stunden, nicht wahr, und vor allen Dingen, wir hatten regelmäßig von 8-12 und nachmittags von 2-4 Schulunterricht. Das war normal, auch samstags. Also samstags fiel, glaub ich, der Unterricht nachmittags weg. Aber ansonsten von 8-12 und von 2-4 Da hing natürlich auch der Turnunterricht mit drin. Wir hatten sogar Gesangsunterricht in der Schule.

Immer wieder wird aber berichtet vom Widerstand der Väter gegen ungerechtfertigtes Zuschlagen des Lehrers. Viele Väter zahlten am nächsten Tag dem Lehrer mit der gleichen Waffe das heim, was dieser den ihm körperlich unterlegenen Sohn zukommen ließ.

JOHANN GROHNKE:
An einen Vorfall erinnere ich mich. Da habe ich mal irgendwie beim Lesen ein bißchen gestockt – ich habe nicht verkehrt gelesen, ich hab richtig gelesen, aber gestockt – und da schlug der Lehrer mich über die Hände. Mein Vater war anundfürsich sonst nicht zimperlich. Aber in diesem Falle: wie ich nach Hause kam und zeigte ihm die Hände, die waren blutunterlaufen, hat er erst die anderen Kinder herangeholt, hat gesagt: »So, weshalb hat der Lehrer den Hans geschlagen?« – »Ja, der hat gelesen, da hat er einmal so gestockt, und da hat der Lehrer dem gleich auf die Hände geschlagen.« Das haben dann mehrere bestätigt.

Am anderen Tag ... Mein Vater war ein großer Mann – ich dachte auf einmal im Schulunterricht, ich dachte, der hätte da die Türe eingedrückt, so ein richtig alter Bergmann – die hat richtig gezittert, die Tür. Da wußte ich schon: das ist der Vater.

Und dann auf einmal hieß es: »Grohnke, rauskommen!« Da mußte ich dann die Hände zeigen. Die waren auch beide blutunterlaufen. Dann sagte mein Vater: »Das will ich Ihnen sagen ... Wenn Sie meinen Jungen zum Krüppel schlagen, dann schlag ich Sie zum Krüppel.« Der Lehrer war ein kleiner Kerl. Mein Vater war einen ganzen Kopf größer. Ach, der Lehrer ging in die Knie. Er hat furchtbare Angst bekommen.

Aber ich muß sagen, der hat mich hinterher überhaupt nicht drangenommen. Und ich hab hinterher Zensuren gekriegt, ich hatte bald mit das beste Zeugnis, obwohl ich hinterher gar nicht mehr gelesen und gerechnet hab. So eine furchtbare Angst hat der Vater dem Lehrer eingeflößt.

Anscheinend war dem das vorher gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Als er dann diese blutunterlaufenen Hände gesehen hat … nicht in die Handflächen, sondern außen! Bei so einem kleinen Händchen. Das ließ der Vater sich nicht gefallen. Dann ist er doch da erschienen und hat den Lehrer richtig fertiggemacht.

Die Reaktionen der Lehrer auf das Eingreifen der Väter waren ganz unterschiedlich. Johann Grohnke bekam von Stund an nur gute Zensuren, Paul Andress eher schlechte. Nur eins war gleich: der Lehrer war nach dem Eingreifen des Vaters noch weniger objektiv als vorher.
Sehr selten waren es die Schüler selbst, die Widerstand leisteten. Aber auch das kam vor, wie Stefan Lichtrauter berichtet.

STEFAN LICHTRAUTER:
Einmal bin ich hingegangen und hab den Lehrer mit dem Holzschuh vor's Schienbein getreten, weil er mich mit einem Riemenstock verdrescht hat. Da hat er geschrien: Auu! und ich weg – nach Hause. Zu Hause hab ich das meinem Vater erzählt, und der ist mit in die Schule gegangen und hat zum Lehrer gesagt: »Wenn Sie den Jungen noch einmal so kneifen, dann kriegen Sie es mit mir zu tun.« Seitdem hab ich Ruhe gehabt.

Die Lehrer haben doch früher nur geschlagen. Die kannten doch gar nichts anderes.

Autoritär und repressiv war die Erziehung nicht nur in der Schule. Nicht selten vrsuchte auch der Pastor mit Prügeln aus den Kindern Christen zu machen. Was er erreichte, war oftmals das Gegenteil.

JOHANN GROHNKE:
Das Dollste, was ich erlebt hab, war zum Beispiel, daß selbst ein katholischer Pfarrer mal drei Jungens verprügelt hat, weil sie nicht in die Kirche gegangen sind. Da lag ein Junge auf dem Boden, rumgedreht, da hat der immer draufgehauen, der Pfarrer. Nur weil der nicht in der Kirche war.

Das ist mir so anhaften geblieben. Vielleicht hat dieses Erlebnis mit dazu beigetragen, daß ich nichts mehr von der Kirche wissen will. Das haftet noch heute. Ich seh noch heut das Bild vor mir, wie der Pfarrer die Kinder zusammengeschlagen hat.

PAUL ANDRESS:
Unser Pastor, der wollte so christlich sein. Durch den hab ich den christlichen Glauben verloren.

Ich bin evangelisch (getauft). Und da geht man ein Jahr zum Katchumenenunterricht und im zweiten Jahr zum Konfirmandenunterricht. Ich hab immer aufgepaßt, daß ich mit ihm nicht zusammenkam. Er war nämlich zwei Meter groß. Wenn er auf seinem hohen Fahrrad durch Rheinhausen fuhr, war er König von Rheinhausen, so wurde der Pastor verherrlicht. Aber wenn wir als Dreizehn-, Vierzehnjährige mal eine Frage nicht richtig beantworten konnten, dann drehte er einem die Ohren um und schmiß einen so weg. Da stand man wie eine Salzsäule. Das war ein Sadist.

Da ging aber keiner gegen an. Unsere Eltern waren doch alle ganz fromm erzogene Menschen. In den zwan-

ziger Jahren hatten wir hier wenig linksstehende Menschen. Alles war schwarz.

ANTON STOIKE:
Ich bin christlich erzogen worden und glaube auch. Aber in die Kirche ... ich brauch nicht in die Kirche. Wenn ich nicht gesündigt habe, brauche ich auch nicht in die Kirche zu gehen, sag ich mir immer. Aber ich bin ja drin und ich glaube auch.

STEFAN LICHTRAUTER:
Wir mußten auch in die Kirche gehen. Ich habe nie gebeichtet, daß ich geklaut hab. Ich erzähl dem Pfarrer doch meine Sünden nicht! Ich hab nie was gemacht, war ein Unschuldsengel. Der Pfarrer hat das geglaubt. Meist bin ich neben die Kirche gegangen. Deshalb habe ich in der Schule immer Senge gekriegt.

Daß der Pastor als Autoritätsperson durchaus für angreifbar gehalten wurde, zeigt die Begebenheit, die Paul Andress über seine Mutter erzählt.

PAUL ANDRESS:
Einmal kam der Pastor zu uns nach Hause. Ich war gerade am Bandoneum spielen, war am Üben. Da sagte er zu mir: »Hör doch mal auf!« Ich hab aufgehört, habe den Kasten weggestellt und bin ins andere Zimmer gegangen. Da hörte ich, wie meine Mutter sagte: »Herr Pastor, ich will Ihnen mal was sagen. Da hat der Zimmermann für mich ein Loch gebaut, und wenn Sie nicht gehen, dann schmeiß ich Sie raus.« Er hatte ihr Vorwürfe gemacht, daß sie nicht in die Kirche kam. Sie sagte zu ihm: »Wenn Sie kochen kommen für meine zehn Kinder, dann käm ich auch mal in die Kirche. Ich bin christlicher als Sie.«

Sie hatte ein Hauspredigtbuch. Da las sie sonntags drin.



Die Kinderspiele waren gekennzeichnet durch Merkmale, die auch die Lebensweise der Erwachsenen auszeichnete:

Kinder spielten vorwiegend *in Gruppen.*

Kinder spielten häufig *mit Dingen, die sie selbst herstellten* (Menschärgeredichnicht, Fußball).

Die Spiele hatten einen *entlastenden Effekt,* weil in ihnen die »Härten der Verhältnisse« verarbeitet werden konnten – ähnlich wie bei den Erwachsenen in den Gesprächen mit den Nachbarn.

Johann Grohnke macht den Zusammenhang zwischen den Spielen der Kinder und ihren Erfahrungen im Alltag deutlich. Die noch kinderfreundliche Umwelt – man konnte auf der Straße, auf dem Hof, im Garten spielen – erlaubte es, Erfahrungen und Konflikte in Spiel umzusetzen und sie auf diese Weise ein Stück aufzuarbeiten.

JOHANN GROHNKE:

Das Schöne war eben dabei: die Kinder spielten in der Siedlung. Und weil es die Prügelstrafe gab, spielten die Kinder in der Siedlung das sogenannte 'Schinkenklopfen'. Da stellten sich 10,20 Mann rum. Einer mußte sich bücken, und der

kriegte dann den Hintern von den anderen mit einem Stock oder Schlappen versohlt und mußte raten, wer ihn geschlagen hatte. Wenn er es nicht geraten hatte, mußte er sich wieder bücken. Bis er rausfand, wer ihn geschlagen hatte. Dann kam der Betreffende an. *Also das war schon ein gewisses Training für die Schule. Oder ob es ein Abreagieren war? Ich kann's nicht sagen.* Es war ein beliebtes Kinderspiel innerhalb der Siedlung.

Ich sehe heute so ein Spiel nicht mehr unter den Kindern. Heute wird geschossen. Peng, peng, peng, stundenlang wird geschossen.

Es kam auch vor, daß Mädchen und Jungen vielleicht im Alter von 12 bis 14 einen Kreis bildeten und spielten: »Es geht eine Zipfelmütze in unserem Kreis herum.«

Oder man machte abends Späße, das sogenannte Klimpermännchen: eine Streichholzdose mit einem Seilchen dran, einem Nagel und einem Zwirnsfaden. Dann stellte man sich 10 Meter weiter. Die Nadel wurde irgendwie ans Fenster eingeklemmt. Und dann ging's immer bimbimbim. Bis dann der Betreffende rausgerannt kam, dem man den Schabernack gespielt hatte.

Manchmal wurden sogar Seile gespannt. Man wußte: der kam raus und fiel dann übers Seil.

Wir hatten keine Lederfußbälle, so wie heute die Jugend. Ein Lederfußball, das war schon ein Gedicht. Wir haben uns manchmal selbst Fußbälle gemacht, einfach aus Stofflappen oder sogar aus Blechbüchsen. Wenn wir mit Blechbüchsen gespielt haben, gab's natürlich Ärger mit den Eltern. Die Schuhe waren dann vorne abgetreten.

Ich hab mal gute Zensuren gebracht. Da hat der Vater mir einen Lederfußball geschenkt. Da war ich der erste, der hier in der ganzen Siedlung einen Lederball hatte. Da scharten sich dann alle Jungens rum. Aber dann hat der Vater gesagt: »Mit dem Lederball darfst du hier nicht spielen auf dem engen Hof. Damit mußt du in den Wald gehen.« Da haben wir im Wald einen Fußballplatz geschafft. Unter Buchen, die stehen ja immer weit auseinander.

Wie waren die Voraussetzungen für ein politisches Bewußtsein im Ruhrgebiet?

KARL ANDRESS:
In den zwanziger Jahren waren die Leute noch zu schwarz und ängstlich, um ihre Interessen durchzusetzen und jetzt sind sie zu bequem.

Damals fand aber die Integration innerhalb dieser Siedlung statt, und zwar folgendermaßen: Krupp hat seine Werber losgeschickt nach Oberschlesien, nach Schlesien, nach Ostpreußen, nach Westpreußen. Er hat die Werber losgeschickt in die Eifel. In den Siedlungen mußte jetzt eine Integration der verschiedenartigsten Landsleute, der verschiedenartigsten Dialekte, der verschiedenartigsten Lebensauffassungen stattfinden.

Viele von denen, die hierherkamen, waren ja den Großgrundbesitzern, den ostelbischen Junkern und Baronen ausgesetzt, kannten also praktisch noch halbe Leibeigenschaften. Sie wurden von dem landwirtschaftlichen in das industrielle Milieu verpflanzt, fanden eine ganz andere Arbeitswelt vor und mußten sich nun mit Leuten zusammenraufen, die wieder aus anderen Regionen kamen.

Natürlich wurden diese Unterwürfigkeit, die man in den östlichen Gebieten Deutschlands praktiziert hatte, das Beugen und Knien vor dem Herrn, hier weiter praktiziert. An die Stelle des Großgrundbesitzers traten dann hier der Betriebsmeister und der Betriebsingenieur. Und so wie man da drüben gesagt hat: »Jawohl, gnädiger Herr, ich werde die ganze Nacht für einen Groschen Ihren Weizen dreschen mit dem Dreschflegel«, so sagten Sie hier: »Meisterken, Meisterken, ich komm schon gerne zu arbeiten.«

Ihre Lebensgewohnheiten haben sie ja nicht abgeschüttelt. Das hat sich erst im Laufe der Jahre ergeben durch die

intensive Sisyphusarbeit aufgeklärter Arbeiter, die nun in ihr Bewußtsein eindrang. Schrittchen für Schrittchen. Das war Schwerstarbeit für die Leute, die hier aufklärend wirkten: erstmal Bewußtsein zu wecken, Klassenbewußtsein.

FRANZ REHBERG:
Du mußtest zufrieden sein, daß du Arbeit hattest. Was wolltest du da noch große Töne spucken? Da flogst du von der Arbeitsstelle und dann war Sabatt und du hattest gar nichts.

KARL ANDRESS:
Mein Vater war gar kein bißchen politisch, auch nicht gewerkschaftlich interessiert. Dem war das egal.

STEFAN LICHTRAUTER:
Wenn man was Politisches gemacht hätte, hätten sie dich weggeschickt. Wir hatten einen Betriebsrat, der war rot bis dorthinaus – der wurde nachher auf Weltreise geschickt. Der war nur noch auf Reisen. Dann haben sie einen andern gekriegt und der hat ihnen nach der Flöte getanzt, wie sie es haben wollten.

Wenn man in den zwanziger Jahren politisch Unliebsames redete, haben sie dich sofort aus der Zeche rausgeschmisssen. Sie konnten dich dann nicht mehr gebrauchen, und du lagst auf der Straße. Aus der Wohnung wurdest du natürlich auch geworfen. Deshalb haben die Leute alle den Mund gehalten.

WILLI WITTKE:
Es war früher ja so, gerade in der Zeit – wann fing das an? 1928. Da waren die Kumpels ja so unter Druck. Die haben doch alle gezittert um ihren Arbeitsplatz. Jeden Monat wurden doch soundsoviele rausgeschmissen.

Neben den unsicheren Arbeitsverhältnissen war die Sozialisation in Schule und Kirche, den wichtigsten »Sozialisationsagenturen« des Staates,

ausgesprochen darauf ausgerichtet, weiterhin den deutschen Untertan heranzubilden, der bedingungslos gehorchte.

Erziehung in der Schule ist Bestandteil eines allgemeinen Sozialisationsprozesses, in dem die Normen der Gesellschaft reproduziert werden.

Bedeutenden Strömungen der Pädagogik der zwanziger Jahre (»Reformpädagogik«), deren Ansätze wie »Selbsttätigkeit« (HUGO GAUDIG, MARIA MONTESSORI) und »Arbeitsschule« (GEORG KERSCHENSTEINER) bis heute in der Alternativschulbewegung nachwirken, dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß der gängige Schulalltag der zwanziger Jahre die autoritäre und repressive Praxis der Wilhelminischen Zeit fortsetzte.

Sowohl das passive Hinnehmen von Lerninhalten als auch das passive Sichbeugen unter den Willen eines Mächtigeren sind Verhaltensweisen, die via Institution dem vorhandenen Interesse einer aktiven Gestaltung des Alltags entgegengesetzt sind. Hier zeigt sich die Schule als verlängerter Arm des Staates, als Sozialisationsagentur; um gewünschte Disziplinierungsmaßnahmen durch Strafen durchzusetzen, denen Kinder sich kaum widersetzen können, um auf diese Weise den Untertanengeist, der bereitwillig Befehle von oben entgegennimmt, zu verinnerlichen. Das hat eine lange Tradition.

Oskar Negt und Alexander Kluge weisen darauf hin, daß wohl kaum in einem anderen Land den Kindern der »Eigensinn« so früh und nachhaltig ausgetrieben wurde und wird wie in der deutschen Geschichte.

In keinem anderen Land gibt es ein Märchen wie das folgende, in dem der Eigensinn eines



Kindes den »Motivkern« bildet: »Es war einmal ein Kind eigensinnig und tat nicht, was seine Mutter haben wollte. Darum hatte der liebe Gott kein Wohlgefallen an ihm und ließ es krank werden, und kein Arzt konnte ihm helfen, und in kurzem lag es auf dem Totenbettchen. Als es nun ins Grab versenkt und die Erde über es hingedeckt war, so kam auf einmal sein Ärmchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn sie es hineinlegten und frische Erde darüber taten, so half das nicht, und das Ärmchen kam immer wieder heraus. Da mußte die Mutter selbst zum Grabe gehen und mit der Rute aufs Ärmchen schlagen, und wie sie das getan hatte, zog es sich hinein, und das Kind hatte nun erst Ruhe unter der Erde.« (Oskar Negt/Alexander Kluge, in: Jürgen Habermas (Hg.), 1979, S.160/161).

Reale basisdemokratische Beteiligung des Volkes war von oben nicht erwünscht. Zwar setzte die Weimarer Republik an die Stelle des kaiserlichen Obrigkeitsstaates ein parlamentarisches System, aber sie tat es nur halbherzig – ohne wirkliches Interesse an einer breiten politischen Beteiligung des Volkes. »Die rechte sozialdemokratische Führung gab ... die bürgerlich-parlamentarische Republik als Boden für die Verwiklichung eines 'demokratischen' Sozialismus aus und trat – blind gegenüber den historischen Notwendigkeiten – mit allen Kräften für die Integrierung der Arbeiterbewegung in diesen Staat und damit für die Unterordnung der Arbeiterklasse unter die herrschende bourgeoise Klasse ein« (Gerhard Lozek, 1970, S.405).

Und doch wird immer wieder von Situationen berichtet, in den Widerstand geleistet wurde – nicht organisiert, sondern als einzelner oder in kleinen Gruppen.

Es entwickelte sich z.B. Widerstand gegen die autoritären Praktiken in der Schule. Dabei schienen sich die Reaktion der Eltern auf die Züchtigung ihrer Kinder oft innerhalb einer Generation zu ändern. Paul Andress Vater hielt sie noch für gerechtfertigt. Er selbst aber reagierte ganz anders, als sein Sohn vom Lehrer geschlagen wurde.

PAUL ANDRESS:
Ich kam mal von der Schule nach Hause und hatte eine ganz rote Backe. Da hatte ich Angst vor dem Vater. Als er nach Hause kam – mein Vater hatte zwölf Stunden gearbeitet –, sagte meine Mutter: »Guck mal, wie der Junge aussieht!« – »Ja, da soll er besser aufpassen.«

KARL ANDRESS:
Mein Vater machte das Gegenteil. Mir hat der Lehrer mal ein dickes Bein gehauen, weil ich die Aufgaben nicht gemacht hatte. Da ist er am nächsten Morgen zur Schule gekommen und hat den Lehrer vor versammelter Mannschaft verprügelt. Da gab es nichts. Die Landkarte kippte um, das Kreuz kam von der Wand. Der Lehrer hat keine Courage gehabt, die Schule zu verlassen, weil er sagte: »Draußen kriegst du noch mehr. Ich schlag dich zusammen wie einen nassen Sack!«

Aber ich hatte es später auszubüßen. Ich war der Beste in Geschichte und Erdkunde und kriegte nachher laufend mangelhaft. Er hat mich nicht mehr drangenommen. Er sagte: »Ich würd dir ja gern eine kleben, aber dann kommt dein Vater wieder und macht hier Tuffus.« Die ganze Bande hat gegröhlt und ich wurde zum Ehrenschüler ernannt, weil mein Vater den Lehrer zusammengetrommelt hat. Als ich dann den Direktor bekam als Lehrer, da fragte er: »Wieso hat er denn da mangelhaft geschrieben?« Von mangelhaft gleich wieder auf sehr gut, das ist ja nun schlecht. Da wollte der Rektor wissen, was los war und die Geschichte kam ans Tageslicht.

PAUL ANDRESS:
Ja, ich war so im Zorn. Der Junge kommt nach Hause und hat Striemen an den Beinen. Ich sag: »Morgen früh geh ich mit.« Ich hatte Nachtschicht. In der Neunuhrpause bin ich zu ihm hin und hab gesagt: »Hörn Sie mal, ich hab mal ein Wort mit Ihnen zu sprechen.« – »Ja, Herr Andress, kommen Sie, wir setzen uns mal zusammen und dann werden wir die Sache auseinandernehmen.« Ich sag: »Du Lump!« Der Lehrer war anderthalb Kopf größer als ich, aber ich hab ihm anständig Bescheid gegeben.

Es wird auch immer wieder berichtet, wie Menschen sich ihre Rechte am Arbeitsplatz nahmen: in Gruppen und als einzelner – mit proletarischer List oder körperlicher Stärke.

PAUL ANDRESS:
1924 hatten wir wieder zwölf Stunden zu arbeiten, von 6 bis 18 und von 18 bis 6. Vorn im Betrieb stand ein Schild: »Die Pause kann nur eingehalten werden, wenn der Betrieb es erlaubt.« Und der hat das nie erlaubt.

Aber wir haben uns die Pause selber gemacht. Wenn wir mit vier Mann in einer Kolonne waren, dann ging der erste um 11 Uhr, von 11 bis 12, der zweite von 12 bis 1, der dritte von 1 bis 2 und der letzte von 2 bis 3 Uhr. Die andern mußten dann für den, der Pause machte, mitarbeiten.

An jeder Arbeitsstelle waren wir in Kolonnen eingeteilt, immer 4 oder 5 Mann.

ANTON STOIKE:
Wir wollten eine Zulage haben als Abzieher auf der Zeche. »Und wenn wir das nicht bekommen, dann hören wir auf, dann machen wir Streik.« Das wurde verabredet. Ich habe mein Wort gehalten.

OTTO BOHN:
Ich war mal bei dem Steiger Selger. Der hatte eine Stelle, da



mußtest du mit Unterzügen arbeiten. »Bohn«, sagt er, »ich hab da so ein paar Kerls, die werden da nicht mit fertig. Komm mal mit deinem Kumpel! Kannst dir das erst mal begucken.« Ich hab geguckt. »Ja«, sag ich, »und?« – »Ja, ja, das Geld soll deine Sorge nicht sein.« – »Ich muß erst genau wissen, hier ...« – »Gut«, sagt er, »du kriegst Durchschnitt und 10%, und für den Unterzug, den du legst, da kriegst du extra noch fünf Mark.« – Ich sag: »Hier, schriftlich!« Dann kriegtest du einen Gedingeschein, er unterschrieb und dann mußte er dir die Summe zahlen.

Einen Monat darauf kriegten wir einen anderen Steiger. Ich hab erst mal meinen alten Gedingeschein aus der

Tasche geholt und vorgelegt. »Hier, das hab ich gekriegt.« Er: »Nein, ich kann nicht, kann ich nicht...« – »Ja«, ich sag, »wenn du nicht kannst, dann mußt du mal sehen, daß du ein paar andere da rankriegst. Dann verzichte ich darauf. Das Geld muß ich haben.« Er wollte mir statt fünf Mark nur noch drei Mark geben. Zwei Mark, das war damals viel Geld. – »Nee, nix, die fünf Mark will ich haben. Nun überleg mal, die anderen, die setzen so kleine Stempel. Und ich muß würgen, daß ich den Unterbau drunter kriege. Das läuft nicht. Überleg dir das. Bis zum 15. muß das Gedinge ja abgeschlossen sein.« – Er ging weg und kam nach einiger Zeit wieder. »Ja – machen wir so«, meinte er.

STEFAN LICHTRAUTER:
Einmal, da war ich noch Zuschläger, hatte ich die ganzen Hände von Frost aufgesprungen gehabt. Beim Zuschlagen ist das aufgeplatzt und blutete. Jetzt stand ich da so. Auf einmal tritt mich der Meister in den Arsch. Ich kriegte Wut und schlug mit dem dicken Vorhammer den Meister vor den Pelz. Ende vom Lied: den haben sie ins Krankenhaus gebracht und ich mußte zum Diplomingenieur kommen. Ich hab ihm alles erzählt, hab ihm die Hände gezeigt. Sagt er: »Das war richtig. Jetzt kriegst du Ruhe vor dem.« Da hab ich Ruhe gehabt. Und ich durfte nach Hause gehen und meine Hände heilen lassen. Brauchte nicht arbeiten, bis sie heil waren.

Jan Kryniwicki hat sich eine andere Technik des Widerstands zurechtgelegt, die es ihm erlaubt, Demütigungen als Sieger entgegenzunehmen.

JAN KRYNIWICKI:
Es kam öfters vor, daß mir der Obermeister ohne irgendwie einen Grund zu haben, einfach einen in den Hintern getreten hat. Da hat er irgendwas gehabt: Mach voran! oder Geh mal da hin! oder Mach mal das! usw., nicht wahr. Aber dann hab ich mir immer gedacht, reg dich nicht auf, *wenn dir*

jemand in den Hintern treten sollte, das beweist nur: Du bist ihm voraus. Also das sollte man sich ruhig merken, das ist immer so.

Es gibt immer mehrere Weisen, auf harte Strafen zu reagieren. Die Extreme: Anpassung oder Widerstand leisten. Wovon sind die Reaktionen abhängig? Eine Fülle von Faktoren spielen eine Rolle. Sie sind nicht ohne weiteres im einzelnen analysierbar. Frühe Erfahrungen in der Familie haben jedoch mit Sicherheit einen entscheidenden Einfluß.

PAUL HEROLD:
Ich kenne noch so einige Sprüche, die mein Vater immer zu uns Kindern gesagt hat. Das bleibt ja im Gedächtnis hängen, was man als Kind gelernt hat. Er sagte zum Beispiel: »Ihr müßt euch eins merken. Es gibt zwei Sorten von Menschen auf der Welt. Das sind Ausbeuter und Ausgebeutete. Sonst gibt's keine.« Und ich weiß noch, daß mein Vater mit acht Kindern 3,80 Mark verdient hat – Schichtlohn, nicht Stundenlohn.

Für die Interpretation der Strafen innerhalb der Familie scheint ganz wichtig, ob man sich in ihr letztendlich aufgehoben fühlte oder nicht.
Wenn Stefan Lichtrauter sagt: »Dann hast du was mit dem Riemen gekriegt und dann stimmte der Laden«, so faßt er Prügel – zur damaligen Zeit – als legitimes Mittel der Eltern auf, den Kindern Grenzen zu setzen. Nach Einsatz der Sanktionen ist auf beiden Seiten die Störung ausgeräumt. Die Verhältnisse haben wieder ihre Ordnung.
Da die Regeln sehr klar und allgemein anerkannt waren, gab es kaum Deutungsschwierigkeiten. Vor dem Hintergrund einer intakten Familie, die

zusammenhielt, wurden die Strafen als legitim empfunden. »Wir haben uns gut vertragen.«

Diese Form der Erziehung scheint die Fähigkeit zu fördern, in ungerechten Situationen Widerstand zu leisten. Stefan Lichtrauter ist es, der sich auf der Arbeitsstelle wehrt, als er von seinem Vorgesetzten brutal und ungerecht behandelt wird. Er wehrt sich – als direkte Antwort auf die Art, wie er selbst behandelt wird – mit körperlicher Stärke. Das sind die Umgangsformen, die er selbst als Kind erfahren hat, um auf schnellste Weise gestörte Verhältnisse wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Und – offensichtlich wird sie auch vom Vorgesetzten des Vorgesetzten als legitim empfunden, denn der bestärkt ihn noch, indem er ihm zu dem Erkämpften noch etwas Zusätzliches anbietet: ihn nach Hause schickt und ihm Zeit läßt, sich in Ruhe auszukurieren.

Ganz anders reagiert Jan Kryniwicki auf körperliche Gewalt am Arbeitsplatz. Er schluckt sie, wehrt sich nicht direkt. Aber: Er zimmert sich im Kopf eine Theorie zurecht, die es ihm erlaubt, trotz allem nicht klein, schwach und unterlegen, sondern stark, dem Vorgesetzten »voraus« und überlegen zu sein. »Wenn dir jemand in den Hintern tritt, das beweist nur, du bist ihm voraus.« Widerstand zeigt sich bei ihm nicht offen, ist aber als latentes Potential vorhanden. Die Art der Formulierung in einem Topos deutet darauf hin, daß es sich um ein kollektives Erfahrungsmuster handelt. Das heißt auch: viele haben ungerechte Behandlung »von oben« nicht einfach hingenommen, sondern man hat rebelliert: wenn auch nur im Gespräch mit Gleichbehandelten. »Und man hat – als kreatives Mittel der Ohnmächtigen – eine Form gefunden, die Ohnmacht zu durch-

brechen: wenn auch zunächst nur im Kopf in Form einer Theorie, die die Verhältnisse einfach umkehrte.

Das Wichtige ist, daß dieses Widerstandspotential latent vorhanden ist und daß sich daraus auch das plötzliche Aufbrechen in bestimmten Situationen erklärt – von Leuten, die nach außen hin augenscheinlich die Verhältnisse immer nur so hingenommen haben, wie sie waren.

Paul Herold beschreibt, wie die Menschen zur Zeit der großen Arbeitslosigkeit 1929 zusammenrückten und sich gegenseitig stabilisierten. Sie machten Stubenversammlungen und politisierten, aber sie feierten auch miteinander.

Die gegenseitige Unterstützung lag nicht im Materiellen. Alle waren gleich arm. »Aber kameradschaftlich und moralisch haben sie sich untereinander sehr geholfen.«

PAUL HEROLD:

1928 wurde die Zeche Roland stillgelegt. Wir wurden erwerbslos, alle. Einige sind dann zur Zeche Oberhausen gekommen. Da war ich auch dabei. Die meisten blieben erwerbslos. Sie bekamen 21 Mark im Monat. Davon konnte man drei Tage leben. Das andere mußte man zusammenholen. Die Menschen waren aufs Betteln angewiesen. Das war kein Hamstern, sondern das war Betteln.

29 wurde Zeche Oberhausen stillgelegt. Da waren wir schließlich alle arbeitslos. In der Siedlung Priesterhof hatten höchstens noch einige Arbeit, die auf der Hütte waren. Aber 99% der Leute aus unserer Ecke waren ja Bergleute.

Durch diese Ereignisse wurden die Leute wach. Es gab viel Diskussionen. Wir haben immer Versammlungen abgehalten, Stubenversammlungen, bei Nachbarn. Am Tage wurde Bescheid gesagt: »Heute abend ist Stubenversammlung. Komm rüber!« Dann kamen alle zusammen. Einer, der ein bißchen reden konnte, hat die Sache geleitet. Er hat



eine kleine Rede gehalten und anschließend wurde diskutiert. Meistens waren wir in der Wohnung der Eltern von meinem Schwager.

Zweimal stempeln mußten wir in der Woche. *Und wenn wir stempeln gingen, gingen wir immer mit einem ganzen Trupp* – zwanzig, fünfundzwanzig Mann. Dienstags und freitags.

Unterwegs haben wir schon manchmal mit den Nazis eine Klopperei gehabt.

Samstags abends haben wir gefeiert. Wenn die uns erwischt hätten, die hätten uns aufgehängt. Im Siepken haben wir uns getroffen. Das war so ein Tal. Mit einem ganzen Trupp gingen wir am Samstag Abend dahin. Ein Liter Bandusenwein kostete damals 60 Pfennig. Wir haben zusammengeschmissen, aber wenn man davon einen Liter getrunken hatte, wußte man überhaupt nicht mehr, wo man dran war. Jeder gab einen Groschen oder 20 Pfennig.

Dann haben wir das Bandoneum rausgeholt, 7 Bandoneumspieler waren in der Siedlung, und haben Musik gemacht. Wir haben gesungen, manchmal die ganze Nacht. Wir hatten doch nichts zu tun! Was sollten wir anders machen? Dann haben wir so allerhand Blödsinn gemacht. Einer hat einen Vortrag gehalten.

Zu der Zeit wurden doch die Polen so heruntergemacht. Da gab es so allerhand Lieder. »Kommt Kamerad sich von Polen, mit Stiefeln ohne Sohlen.«

Wir haben die Weinflaschen in den Bach gestellt, damit sie kalt blieben. Und dann haben wir so allerhand aufgeführt. Manchmal blieben wir solange, bis es hell wurde.

Die Politik auf der Straße wurde aus der Not geboren. Abends saßen wir oft zusammen auf der Treppe und haben politisiert.

Wer nicht erwerbslos war, kann sich kein Bild darüber machen. Das ist nicht nur die materielle Not, die auf den Menschen einwirkt, das ist die seelische Belastung. Man ist noch jung, man kann noch arbeiten, man will arbeiten, aber die Möglichkeit ist nicht mehr gegeben. Das drückt, wenn

man als nutzloser Mensch so herumläuft. So spitzte sich das immer weiter zu.

Die Polizisten kamen abends durch, wenn es 12 Uhr war und wir noch gesungen haben. Die Nachbarschaft hat sich aber nicht beschwert. Die machten alle mit. Das war eine Gemeinschaft.

Da kam die Polizei schon mal durch und hat gebettelt: »Legt euch doch ins Bett!« Die war sehr freundlich. Das waren doch noch alles Sozialdemokraten. Die waren 1918 alle übernommen worden. Wir haben gesagt: »Wir brauchen nicht ins Bett gehen. Wir können auch morgen schlafen. Wir sind alle erwerbslos.« Dann sind die wieder abgezogen. Wir haben oft bis morgens durchgemacht. Was sollten wir anders machen? Wir waren nicht müde.

Im Winter haben wir uns in der Wohnung getroffen. Das war früher so üblich. Da brauchte man sich nicht anzumelden. Man ging einfach hin. Heute hierhin, morgen dahin. Die Priesterhöfer waren für sich und die Fritroper waren für sich. Wenn es wintertag dunkel wurde, gingen wir in eine Wohnung rein. Bandusenwein haben wir getrunken, für 60 Pfennig.

Die Leute haben sich untereinander so gut wie möglich geholfen. Wir hatten eine Organisation, die hieß »Rote Hilfe«. Die haben sogar nachts Einbrüche gemacht – in Kolonialwarengeschäfte. Sie haben dann die Pakete gesammelt für die politisch Inhaftierten, die eingesperrt waren wegen Landfriedensbruch und wie das damals so üblich war. Das war noch vor der Nazizeit. Die Leute saßen massenweise im Gefängnis.

So um 1928 konnten sich die Leute gar nicht gegenseitig materiell unterstützen. Sie waren ja alle arm. Aber kameradschaftlich und moralisch haben sie sich untereinander sehr geholfen.



Literatur

H.E.Bahr u. R.Gronemeyer (Hg.), Anders leben – überleben. Frankfurt a.M. 1978

Franz Brüggemann, Soziale Vagabundage oder revolutionärer Heros? Zur Sozialgeschichte der Ruhrbergarbeiter 1880-1920. In: Lutz Niethammer (Hg.) 1980, s.u. S. 193-213

Rudolf Brun, In: Die tägliche Revolution. Frankfurt 1978

Roland Günter u.a., Eisenheim. Die Erfahrung einer Arbeiterkolonie. In: Lutz Niethammer (Hg.), Wohnen im Wandel. Wuppertal 1979

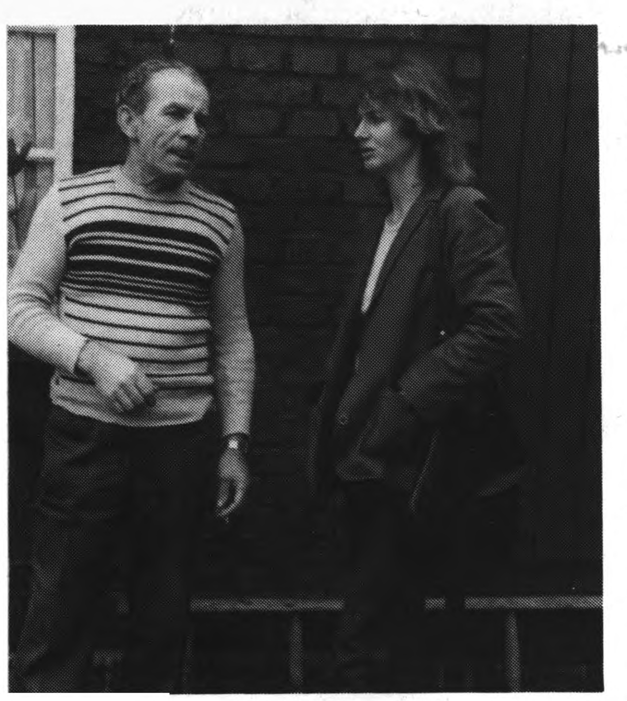
Gerhard Lozek (Hg.), Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung. Köln 1970

Oskar Negt, Alexander Kluge, Der antike Seeheld als Metapher der Aufklärung; die deutschen Grübelgegenbilder: Aufklärung als Verschanzung; "Eigensinn". In: Jürgen Habermas (Hg.), Stichworte zur "Geistigen Situation der Zeit". Frankfurt 1979

Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History". Frankfurt a.M. 1980

Lothar Steinbach, Lebenslauf, Sozialisation und „erinnerte Geschichte". In: Lutz Niethammer (Hg.), s.o., S. 291-322





Dieses Buch ist für Ruhrgebiets-Neugierige eine lebendige Einführung. Wer im Ruhrgebiet lebt, findet seine Geschichte und die Atmosphäre einer einzigartigen spannungsreichen Region wieder.

»Hier riecht es nach Menschen ...«, schrieb Heinrich Böll.

Janne Günter ist Sozialwissenschaftlerin und lebt in der Arbeitersiedlung Eisenheim (Oberhausen).

Frau Günter arbeitet dort seit 1972 an der Aufzeichnung mündlicher Geschichtsüberlieferung.

Das Projekt »Das Ruhrgebiet der 20-iger Jahre« entstand im Zusammenhang mit der Erhaltung von gewachsenen Sozialstrukturen in vom Abriß bedrohten Wohngebieten.

Die Autorin stellt dem Leser, kommentiert vor dem Hintergrund langjähriger Teilhabe an ihrem Leben, lebendige Dokumente des Volkslebens vor. Material für eine Geschichte, die das Leben der Vielen in den Vordergrund rückt.

Das Buch ist ein Geschenk für die jetzt alten Leute, die durch ihre Arbeit und Kultur das Ruhrgebiet prägten. Um ihnen das Lesen zu erleichtern, ist es in Großschrift gesetzt. Es ist aber auch gedacht für ihre Kinder und Enkel, die sich dadurch die Welt der Großväter und Urgroßväter erschließen können.

Eine Reise in die Vergangenheit, die zum Nachdenken über unsere Gegenwart auffordert.

ISBN 3-923456-00-X

Janne Günter Mündliche Geschichtsschreibung